



Produktive Lebens-Zeugen Jenseits der Lebensmitte

Informationsbrief
Nr. 75/1-2013
Ausgabe Juni



Jahreslosung für 2013:
„Wir haben hier keine bleibende Stadt,
sondern die zukünftige suchen wir.“
Hebräer 13,14



Liebe Leserinnen und liebe Leser,

diesmal hat es länger gedauert, bis Sie einen neuen ESW-Informationsbrief in Händen halten oder auf unserer ESW-Homepage lesen. Viele von Ihnen waren darauf vorbereitet, dass zugleich mit dem Neustart unseres Diakonie-Bundesverbandes Ende letzten Jahres in Berlin nicht nur unsere Stuttgarter Geschäftsstelle verloren ging; sondern auch unsere von außen zufließenden Ressourcen knapper werden.

„Wir haben hier keine bleibende Stadt“, könnten wir mit unserer Jahreslosung sagen. Aber das ist, wie es auch in unserem Leit-Text deutlich wird, nur die halbe Wahrheit. Wir können in diesen Monaten unsere Aktivitäten von Berlin aus steuern, wo auch unser Vorsitzender Elimar Brandt ansässig ist und im Diakonischen Werk Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz DWBO eine Heimstatt gewinnen konnte.

Elimar Brandt zeigt uns in seiner Andacht für diesen Informationsbrief auch, dass das Überwinden von Vergänglichem dann eine befreiende Wirkung hat, wenn wir zum Wesentlichen vordringen. So kann aus einem traurig stimmenden Verlust im günstigen Fall ein Neuanfang zu etwas Segensreichem werden. Das Evangelische Seniorenwerk lädt deshalb unverdrossen ein zur Tagung seines Evangelischen Seniorenforums Ende Juli und zur Jahrestagung im Oktober nach Kassel. Auch die ESW-Landesverbände planen ihre Aktivitäten. Die ESW-Mitglieder werden weiter produktive Zeugen des Lebens sein und bleiben, verspricht

Ihr



Inhalt

- 2 Grußwort
- 3 Inhalt
- 4 Andacht

Kurzgeschichte

- 6 Nächtlicher Fund

Aus Kirche, Politik und Gesellschaft

- 8 Junge Alte in der Mitmach-Kirche
- 15 Mehr Anerkennung für die Pflege
- 16 Gestärktes Miteinander der Ökumene
- 17 Weniger Auto - weniger Sprit
- 18 Schutz vor Überlastung
- 19 Gedächtnis-Helfer und Zahn-Elfen
- 20 Bis zuletzt würdig begleiten
- 20 Untat nach der Rettung

Aktuelle Seniorenthemen

- 23 Danach wird es wunderschön
- 27 Horizont Sehnsucht
- 28 Schöne Seiten des Internets für Senioren

Aus den Evangelischen Seniorenwerk

- 30 Auf Gott ansprechen
- 30 Lebens-Zeugen
- 30 Vereinte Kraft mit draußen Gebliebenen
- 32 Pfad durch die Fülle
- 33 Wenn Alte konkret Hilfe leisten
- 34 Pfälzer Regsamkeit
- 34 Biblisch orientieren und sozial engagieren
- 35 Weiter mit Ursula Lehr
- 35 Mit Selbstvertrauen Hürden nehmen
- 37 Das Seufzen wird gehört
- 38 Unermüdliche Animateurin
- 39 Denkfehler Wachstums-Glück
- 41 Die Leichtigkeit der Jungen
- 42 Mit Hand und Herz

Hinweise und Mitteilungen

- 43 Für Sie gelesen
- 46 Aufnahmeantrag
- 47 Impressum



Andacht von
Elimar Brandt,
Berlin
Vorsitzender des
ESW



Befreiende Entlastung

Gedanken zur Jahreslosung 2013

„Wir haben hier keine
bleibende Stadt, sondern die
zukünftige suchen wir.“

(Hebräer 13 Vers 14)

Kinder wie die Zeit vergeht, pflegte meine Mutter zu sagen, wenn schon wieder eine Woche oder ein Monat vergangen waren. Die Zeit scheint, wie im Flug zu vergehen („als flögen wir davon...“). Bald ist die Jahresmitte 2013 erreicht und uns begegnet – wieder einmal - wie ein treuer Begleiter die Jahreslosung: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Sie passt in unsere Wahrnehmung einer immer schneller werdenden, vergehenden Zeit, ohne sich anzupassen; dieses Bibelwort wirkt wie ein Ausrufungszeichen, setzt Akzente, nicht mit in den Strudel der Betriebsamkeit und Haltlosigkeit zu geraten, auf keine fragwürdigen Sicherheiten reinzufallen.

„Keine bleibende Stadt“..., viele von uns kennen die untergegangenen Städte nicht nur aus dem Geschichtsunterricht, sondern haben die Bilder durch den Krieg zerstörter Städte noch ganz lebendig vor Augen. Einige haben sich engagiert

und wacker an dem Wiederaufbau der Städte beteiligt.

Die Feststellung, wir haben hier keine bleibende Stadt hat trotz trotzigem Wiederaufbaus und mühsamen Bauens eigener Häuser nichts an Aktualität verloren. „Stadt“ wird hier in dem Text aus dem Hebräer Brief zu einem Synonym. Was so sicher in unserem Leben zu sein scheint, und das sind ja nicht nur aus Stein errichtete Gebäude, das sind Ausbildung, berufliche Abschlüsse und Perspektiven, das sind familiäre Konstellationen und uns selbst gesetzte klare Lebensperspektiven und Karriereschritte, auch kirchlich gewachsene Strukturen – keine bleibende Stadt. Dabei hätten wir gerne etwas, das beständig und verlässlich ist und dazu auch etwas, das sich unverwechselbar mit unserem Leben und Namen verbinden kann.

Die Bibel stellt eindeutig klar, diesem Wahn nicht zu verfallen, Denkmäler setzen zu müssen oder gar selbst zu einem Denkmal zu werden. Wir sind davon entlastet, alles in diesem Leben machen und schaffen zu müssen. Die Jahreslosung erinnert uns an die Endlichkeit und an unsere Ergänzungsbedürftigkeit und sie will uns davor bewahren, „Räume“ zu absolutieren und uns durch Zeitereignisse determinieren zu lassen. Was für eine befreiende Entlastung: hier keine bleibende Stadt.

Wer hätte nicht in seinem Leben - manchmal auch sehr bitter und verletzend - erlebt und erlitten, was es bedeutet, mit Brüchen und unerwarteten Einbrüchen des Lebens umgehen lernen zu müssen. Eine Krankheit, der Verlust eines lieben, nahen Menschen, der Karriereknick, das Zerbrechen einer Ehe oder unlösbarer Streit in der Familie, Arbeitslosigkeit, Erfahrung „von nicht mehr gebraucht zu werden“ – keine bleibende Stadt. Es gilt, daran nicht zu verzweifeln oder zu verzagen, oder zu meinen, „gebrochenes“ Leben sei nicht mehr sinnvoll und bedeutungsvoll. Der Text der Jahreslosung bleibt nicht bei der ersten, bedeutungsvollen Aussage stehen, sondern geht weiter, nimmt uns mit in eine zu gestaltende Zu-

kunft: „ die zukünftige suchen wir“. Wir machen uns unabhängig von unseren Lebenssituationen, unserem Alter, unserer gesellschaftlichen Stellung aufmerksam und behutsam auf einen Weg, die Zusage der zukünftigen Stadt als klare Perspektive vor unseren Augen. Wir vertrauen darauf und glauben daran, dass Gott für uns seine durch nichts mehr eingeengte und begrenzte Zukunft hat und hören die Zusage Jesu: „in meines Vaters Haus sind viele Wohnungen.“ Eine ermutigende Zusage für die Zukunft ist uns anvertraut, aber sie wiegt uns nicht in selbstgefälliger Sicherheit und macht uns erst recht nicht untätig, weder im heute noch in der Gestaltung des Morgen: wir sind und bleiben Suchende.

Auf einmal entdecke ich, wie uns diese Jahreslosung als Geschöpfe Gottes mit der ganzen Kreativität herausfordert und uns damit zugleich die Chance bietet, zu welcher Zeit und in welchem Lebensalter auch immer, gestalterisch unterwegs sein zu können. „Neugierige“ bleiben mutig und aktiv auf dem Weg, auch wenn die Kräfte nicht mehr für weite Märsche reichen, es sind überzeugte und überzeugende Menschen, die auf die zukünftige Stadt zugehen; sie suchen und bleiben in ihrem Leben immer quirlig und lebendig.

Glaubende behalten eine unbeschreibliche innere Kraft und lebendige Aufmerksamkeit, Leben zu entwickeln und zu gestalten und für das Leben Anderer einzutreten; dann muss ich mir auch keine Sorgen mehr machen, was aus meinem Leben wird, es liegt in den guten Händen Gottes. Ich bleibe engagiert am Leben, aber dass das Leben gelingt und einen Ertrag bekommt, liegt an der vollendenden, gestaltenden Kraft des Evangeliums. Wer auf der Suche nach der zukünftigen Stadt ist, behält eine enorme Freiheit, sich selbst nicht so wichtig zu nehmen, aber das anvertraute Leben und dessen Gestaltung als wesentliche schöpferische Aufgabe aus dem Evangelium immer wieder zu gewinnen und umzusetzen... Schritt für Schritt, bis der letzte Schritt getan.

U

R

L

A

U

B

Ich verschwende
meine Zeit.

Ich teile sie aus
mit vollen Händen.

„Hier“, rufe ich
und werfe
die Minuten
zum Fenster hinaus.
Vergnügt streu ich
die Stunden
in den Wind.

Am Abend
schau ich dem Tag
ins Gesicht
und siehe:

Er lächelt.

TINA WILLMS

Nächtlicher Fund Eine Erzählung von Dr. Dieter Spazier

Harro Planegg hatte schon das dritte angefangene Manuskript auf die Seite gelegt. Acht, dann fünfzehn Seiten, gestern noch vier. Drei Anläufe. Drei Fehlversuche. Er kann es nicht. Keine Ideen. Es will nichts folgen. Figuren, die nicht laufen lernen. Zuletzt ein männlicher Protagonist namens Dr. Friedhelm Suchwirth. Der stand auf einmal still, wie ein störrischer Ochse, ließ sich nicht bewegen. Dabei war es Planegg, als drehte dieser Suchwirth sich um und schrie: „Los doch, mach was aus mir! Ich warte!“

„Auf was?“ Suchwirth schwieg, war beleidigt. Man hörte ihn mürrisch sagen: „Macht sich's ganz schön bequem, mein Erfinder. Hat mir einen geheimnisvollen Brief zustellen lassen, mich dann auf eine Bahnfahrt geschickt, auch vergeblich zum Flughafen, einen Freund abzuholen. Der aber sollte nicht kommen.“

Dazwischen sollte ich in mich hinein hören, mich mit widersprüchlichen Gedanken abquälen, von einer unbestimmten Angst bemächtigen lassen, um mich darauf wieder zu Ruhe und Geduld zu gemahnen und zu ordnen. – Was war los? Irgend etwas stimmte nicht. Erstens, zweitens, drittens und so fort. Die Psychoanalyse sollte helfen. Alles Beunruhigende hätte nämlich ein anlassgebendes erstes Erlebnis. Die Suche nach den Parallelen. Nach Analogien. Ähnliches erinnern. Rückblende. Diese psychoanalytische Zeitmaschine. Das erste Mal. Das zweite Mal. Die Differenz. Was sich wiederholt. Was nicht wiederkehrt. Jetzt fehlt es. Wird gebraucht. Was er mich mir einfallen lässt, war nur angeblich einfach. Ich sollte anscheinend einen dickeren Kopf

haben als er. Wie der geplagte Sohn die verfehlten Ziele des Vaters erreichen soll. Wäre es nach mir gegangen, ich hätte auf keinen Fall ein Intellektueller werden wollen. Es half nichts, er nahm meine Signale nicht wahr. Er hat mich nach seinen Launen verbogen und verstümmelt. Ohne dass ich krank gewesen wäre, endet mein Leben auf der vierten Manuskriptseite unten. Doktor Friedhelm Suchwirth stirbt den Tod eines literarischen Fragments.“
Der Autor Harro Planegg steckt in der Krise.



Tag und Nacht Skizze von Ingrun Spazier

Anke, seine wohlmeinende Freundin, wollte Trost spenden und sprach von schöpferischer Pause. Ein Künstler brauche das. Zurücktreten von der Staffelei. Sich in der Distanz sammeln. Dann stiegen die inneren Bilder wieder auf, finge das innere Uhrwerk wieder an zu laufen.

Aber Planegg half kein Zureden. Er war resigniert. Schlimmer: Er meinte zu wissen, dass er an seine geistige Grenze gestoßen war. Zum Scheitern verurteilt. Sich überschätzt. Trostlosigkeit machte sich breit. Ihm war der Anfang dieses Romanvorhabens schon missglückt. Er hätte es anderen lehrhaft mitteilen können: Selbst der inspirierteste Schriftsteller weiß, wenn er die erste Zeile schreibt, noch nicht, was ent-

stehen wird. Kaum weniger als seine späteren Leser bleibt er in der gespannten Erwartung, was folgen und wie die Geschichte ausgehen wird. Seine Begabung ist es, mit wenigen Linien ein paar Markierungen auf einem gepflügten Feld hinzustricheln, aus dem allmählich Pflanzen sprießen und ein Garten wird. So schafft er fruchtbringende Voraussetzungen. Das ist es, was Oskar Kokoschka einmal den Kristall genannt hat, aus dem mit innerer Notwendigkeit alles wächst und Gestalt gewinnt.

„Aber“, sagte sich Planegg, „das A und O bleibt die Inspiration. Man hat sie oder man hat sie nicht. Ich habe sie verloren. Schon lange. Ich fange etwas an und benehme mich wie das blinde Huhn. Ein Korn zu finden, wäre reiner Zufall. Das ist sinnloses Stochern, verzweifelt Probieren. Man setzt sich ans Klavier und hat nichts im Kopf. Man drückt wahllos acht Tasten nieder und spekuliert auf den Zufall, der einen musikalischen Gedanken beschert. Mag ja sein, dass ein Beethoven aus einem solchen Wust noch ineinander verschlungene Linien entdecken, zu Gedanken ordnen und variieren könnte. Das Chaos zu gestalten, vermag allein das Genie. Man muss sich bescheiden und erkennen, dass man keines ist.“

Planegg hing fest. Nichts mehr bewegte sich in seinem Innern. Er hatte auch verlernt, umzukehren. Wenn das überhaupt geht. Es half nichts, er musste sich eingestehen, dass die Grenze erreicht war. Oder ist das, wie Anke meint, die Gemütsverfassung eines Künstlers in der sogenannten schöpferischen Pause?

Jedenfalls nahm ihn an diesem Abend nicht beseeligende Schläfrigkeit in ihre Arme. Statt dessen trieb und quälte ihn eine schläfrige Unruhe. Ihn hielt es auch nicht auf dem Stuhl. Die vier Wände umschlossen ihn wie ein Gefängnis. Er tigerte im Karree um den kahlen Tisch. Dann der Gedanke: Hinaus ins Freie! Aus dem Haus. Schal um, Mantel über. In die Dunkelheit laufen. Die Straßen waren leer und still. Die nächtlichen Silhouetten entwirklichten die Welt. Falsche Konturen. Lichtinseln. Entstellende Schatten. Seltsam der Unterschied zwischen Tag und Nacht. Planegg

stellte gedanklich eine Photokamera auf die Straßenmitte und ließ sie aus der selben Position eine Tagaufnahme und eine Nachtaufnahme machen. Die Bilder wären absolut inkongruent. Das eine ließe nicht auf das andere schließen und das andere nicht auf das eine.

Ebenso verschieden war es, nachts oder bei Tage durch die Straßen zu gehen. Und doch, wer sich auskannte, wusste Tag wie Nacht: es war diese Straße. Tagbild und Nachtbild sind gleich und verschieden. Aber nachts bist du in dieser abgelegenen Gegend der einzige Passant. Planegg bemerkte, dass er in eine wissenschaftliche Überlegung abglitt, vielleicht auch an den Rand eines philosophischen Problems. Das war gegen die Absicht. Er wollte sich doch sammeln und nicht zerstreuen, zurückkommen, nicht abschweifen, nicht einen abstrakten Gedanken fassen, sondern ein konkretes Bild sehen. Er wünschte im Dunkel der Nacht Doktor Friedhelm Suchwirth zu begegnen, sich unbehelligt wieder mit ihm verständigen zu können. Aber, ging es Planegg durch den Kopf, etwas krampfhaft zu wollen, führt zu nichts.

In diesem Augenblick trat er auf etwas und erschrak. Eine tote Katze? Fest war es und gab doch nach. Schwarz. Planegg bückte sich, zögerte noch, fasste dann Mut und hob den toten Gegenstand auf. Eine Damenhandtasche, deren Schultergurt zerrissen war. Dr. Suchwirth war noch vor seiner Sichtbarwerdung auf der Strecke geblieben, das Gleichnis vom Tag- und Nachtbild ebenfalls. Bei Planegg war die müde Unruhe schlagartig einer sehr wachen Neugier gewichen. Diese trieb ihn auf kürzestem Weg zurück nach Hause. Ihn drängte es, die Fundsache zu untersuchen. Falls sie in der Tasche gewesen waren, fehlten sie jetzt: die Geldbörse und die Ausweispapiere. Kein direkter Hinweis auf die Besitzerin der Handtasche. Im übrigen ein reichhaltiges Sortiment verschiedenster Sachen. Planegg breitete sie auf der einmaleins-fünfzig Meter großen Platte des Esstisches aus. Er kam sich vor wie ein Archivar, der eine Sammlung aufbaute. Ein stiller Ehrgeiz wollte,

dass Struktur und Beziehung zwischen den Einzelstücken erkennbar werden sollten. Planegg ordnete, legte auseinander und fügte zusammen. Wie zu einer Karte, was jahrzehntelang vielleicht im Dunkeln dieses Behälters übereinander lag und je nach den Gelegenheiten und der Reihenfolge ihres Gebrauches den Platz wechselte.

So entstand eine Art Psychogramm oder seine Entsprechung als Objektkunst. Planegg wusste nicht, ob die unbekannte Frau oder ob am Ende er es war, was sich in der Landschaft der ausgebreiteten Utensilien zeigte. Mehrfach legte er die Dinge um, tauschte sie aus wie Patiencekarten, damit es stimmiger, beziehungsvoller werden sollte.

An den entfernteren Tischrand zunächst das, was Körperpflege und Schönheit nützte: ein Manikürset, Taschenspiegel, Lippenstift, Kamm, Parfüm-Flakon, Tempotaschentücher, Brillenfutteral, Puderdose, Etui für Kontaktlinsen, Augentropfen, Aspirin, Hautcreme, Nagellack.

Dann: ein goldgeziertes Opernglas, ein Ehering mit den Initialen A. E. und 19.1.91, Platin mit Goldrand, Mininähzeug, drei Knöpfe verschiedener Größe, Form und Farbe, eine Haarspange, Streichhölzer eines Steigenberger-Hotels, eine kleine Taschenlampe, Autoschlüssel mit nummerierter Metallplatte, ein blauer Kugelschreiber.

In eine weitere Reihe legte Planegg ein kleines ledergebundenes Notizbuch mit Adressenverzeichnis, darauf goldgeprägt die Initialen A. O., eine Telefonkarte mit aufgedruckter Hamburg-Ansicht, vier Fotos von Männern, alle zirka dreißig- bis vierzigjährig, zwei Briefmarken, ein Plättchen mit dem eingeschweißten Beruhigungsmittel Tavor 1,0 mg, ein Schlüsselbund mit fünf Schlüsseln.

Am untersten Tischende kamen zwei Rosenquarzsteine mit Ohrringen, eingeschweißte vier Tampons, ebenfalls in Plastik eingeschweißte drei Präservative und eine tschechische Kronenmünze, in der Mitte geknickt, zu liegen.

Angesichts all dieser Dinge, die er vor sich liegen sah, ließen eine geheimnisvolle Gestalt der Fremden vor seinem inneren Auge erscheinen. Jetzt erwachte seine verkümmert geglaubte Phantasie. Diese Gestalt in seinen Roman einzufügen, das war wunderbar inspirierend. Das war sofort festzuhalten.

Ihm war, als hörte er eine verführerische Frauenstimme leise fragen: „Siehst du mich?“ und „Weißt du, wer ich bin?“ Ja, er meinte, ein Bild von dieser Frau zu erkennen. Er taufte sie Pandora.

Unser Autor hatte das Licht über Tischplatte mit den Ausstellungsstücken gedämpft und sich auf einem bequemen Sessel davor niedergelassen. Sein Gefühlswind hatte sich gedreht. Friedhelm Suchwirth war aus den Augen, dem Sinn. Er war auf der vierten Manuskriptseite unten erstarrt. Statt dessen erschien Pandora mit all ihren Habseligkeiten. Ein reichhaltiges Material. Ob es aber genügte? Denn Pandora behielt die Hoffnung für sich. Solange Planeggs Phantasie noch kein Text geworden war, schob er die Abgabe der Tasche beim Fundbüro auf.

Junge Alte in der Mitmach-Kirche Vortrag von Diakonie-Pfarrer Albrecht Bähr vor dem ESW-Landesverband Pfalz

Vor dem ESW-Landesverband Pfalz hielt Landesdiakoniepfarrer Albrecht Bähr von der Evangelischen Kirche der Pfalz in der Pauluskirche Kaiserslautern einen grundlegenden Vortrag zur Situation alter Menschen in Kirche, Diakonie und Gesellschaft. Bähr rief darin zur Bekämpfung von Altersarmut, zur Teilhabe alter Menschen in der Gesellschaft und zum projektbezogenen, gemeindegirchlichen Ein-

satz alter Menschen auf. Der Referent wünscht sich bezogen auf die Senioren eine „Mitmach-Kirche“ und das „kostbare Miteinander“ zwischen Alt und Jung. Hier folgt der Wortlaut des Vortrags, den uns Landespfarrer Bähr dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat.



Vielleicht war ich etwas zu vorschnell, als ich zwischen Tür und Angel Pfarrer Thomas Jakobowski den Titel dieses Vortrages „Was die Alten von uns erwarten können, was wir von den Alten lernen und was wir von den Alten haben“ nannte. Er klingt beim ersten Hören etwas despektierlich, wird der Stellung der älteren

Generation, also Ihnen, sehr geehrte Damen und Herrn, nicht gerecht. Klar ist es, dass wir ganz dankbar dafür sind, dass die Anzahl der alten Menschen immer größer wird. Eine Million beträgt derzeit ihre Zahl in Rheinland-Pfalz. Und dass uns dank unseres Gesundheitssystems und vieler sonstiger Entwicklungen ermöglicht wird, dass Menschen hoch betagt selbstbestimmt ihr Leben gestalten können. Wir sprechen heute oft von den „jungen“ Alten und den „alten“ Alten: Heute sitzen die „jungen“ Alten vor uns, und lassen Sie mich einfach die Möglichkeit nutzen, Gedanken zum Thema „Alt sein in Kirche und Diakonie in gegenseitiger Verantwortung“ auszubreiten. Nun erst einmal zwei Gedichte hierzu. Einmal eines von Wolfgang von Goethe. Er spricht vom Alter, wie von einem höflichen Mann:

Das Alter ist ein höflicher Mann. Einmal über's andere klopft er an. Aber nun sagt niemand „Herein!“ und vor der Tür will er nicht sein. Da klingt er auf, tritt ein so schnell, nun heißt es, er sei ein grober Gesell.

Das Alter als grober, lästiger Begleiter, Türsteher in unserer Gesellschaft. Lassen Sie mich auch in einem zweiten Gedicht andeuten, dass Alter aber nicht gleich Alter ist. Albert Schweitzer hat gesagt:

„Niemand wird alt, weil er eine Anzahl Jahre hinter sich gebracht hat. Man wird alt, wenn man seinen Idealen Lebewohl gesagt hat. Mit den Jahren runzelt die Haut; mit dem Verzicht auf Begeisterung aber runzelt die Seele.“

Sorgen, Zweifel, Mangel an Selbstvertrauen, Angst und Hoffnungslosigkeit, das sind die langen Jahre, die das Haupt zur Erde ziehen und den aufrechten Geist in den Staub beugen.

Spannung auf Kommendes

Ob siebzig oder siebzehn Jahre: Im Herzen eines jeden Menschen wohnt die Sehnsucht nach dem Wunderbaren, das ergebene Staunen bei dem Anblick der ewigen Sterne und der ewigen Gedanken und Dinge, das fruchtbare Wagnis, die unersättliche, kindliche Spannung, was der nächste Tag bringen möge. Die ausgelassene Freude und Lebenslust.

Du bist so jung, wie deine eigene Zuversicht; so alt, wie deine Zweifel; so jung wie deine Hoffnung; so alt, wie deine Verzagtheit. So lange die Botschaften der Schönheit, Freude, Kühnheit, Größe, Macht von der Erde, den Menschen und dem Unendlichen dein Herz erreichen, so lange bist du jung. Erst wenn die Flügel nach unten hängen und das Innere deines Herzens vom Schnee des Pessimismus und vom Eis des Zynismus bedeckt sind, dann erst bist du wahrhaft alt geworden.

Alter ist also nicht gleich Alter. Natürlich hat alles alt werden viele Gemeinsamkeiten. Aber wie das Leben verschieden ist, so trägt auch das Altwerden sehr verschiedene Züge; ob man gesund ist, körperlich oder geistig fit, ob man krank ist, ob man teil hat an einer wachen Welt oder ob der Horizont selbst sehr eng gezogen ist. Die soziale und wirtschaftliche Stellung spielt im Alter eben-

so eine große Rolle. Wie sieht mein Heim aus? Konnte ich es mir im Grünen bauen? Oder muss ich mit der kümmerlichen Rente, die ich besitze, eine kleine Zwei-Zimmer-Wohnung in einem Altbau, schlecht saniert mein Eigen nennen? Lange Jahre definierte man Alter in erster Linie durch den Abbau von Fähigkeiten, von der Notwendigkeit Betreuung in Anspruch zu nehmen. Heute differenziert man, und das deutet das Gedicht von Albert Schweitzer an, zwischen dem defizitär Genannten und denen, die fit und lebenshungrig, finanziell gut gestellt und für die Wirtschaft interessant sind. Kirche und Diakonie freuen sich für alle, die Leben in Fülle, in geistiger Frische und unbeschwert erfahren können. Diakonie macht sich aber Sorgen, weil finanzielle Unbeschwertheit, Leben in Fülle für immer mehr Menschen nicht mehr Realität ist. Wir erleben, dass die Altersarmut in unserem Land deutlich zunimmt.

Auskömmlich leben

Von Altersarmut spricht man, wenn der nicht erwerbstätige Teil der Bevölkerung seinen Bedarf aus den Leistungen der gesetzlichen und privaten Versorgungssysteme nicht decken kann. Damit wird Altersarmut nach dem Einkommen definiert, das nicht zur Verfügung steht. In Europa sagt man: Derjenige ist arm, der weniger als 60 Prozent des Median-Einkommens der allgemeinen Haushalte besitzt. Auf Deutschland bezogen bedeutet dies, dass man mit einem Einkommen von etwa 900 Euro zu den von Armut gefährdeten Personen zählt. Die Wohlfahrtsverbände gehen davon aus, dass 2030 zehn Prozent der Rentner von Altersarmut betroffen sein werden. Gründe der Altersarmut hängen mit der Absenkung des Rentenniveaus zusammen, mit der Arbeitslosigkeit und der Berufsunterbrechung durch Kindererziehung und Pflege, mit Niedriglohnjobs und gering verdienenden Selbstständigen. Auch in Rheinland-Pfalz können wir schon heute sagen, dass das Armutsrisiko der Rentnerinnen und Rentner sowie Pensionärinnen und Pensionären bei etwa 15,5 Prozent liegt. Wobei auch hier deutlich zu sagen ist: Armut ist häufig

auch ein frauenspezifisches Problem. Während die Männer mit 13,8 Prozent ein Armutsrisiko vorlegen, beträgt es bei Frauen bei ungefähr 19 Prozent.

Die „Alten“ können also von Kirche erwarten, dass wir uns mit all unseren Kräften dafür einsetzen, dass ein soziokulturelles Existenzminimum den betroffenen Menschen gewährt wird. Das heißt nichts anderes, als dass sie Leben selbstbestimmt und in Teilhabe und durch Teilnahme an der Gesellschaft selbst gestalten können.

Hierin liegt auch der politische Auftrag von Diakonie und Kirche, den der ehemalige Bundesverfassungsrichter Prof. Dr. Helmut Simon (der der Namensgeber des Helmut-Simon-Preises gegen Armut und Ausgrenzung ist) wie folgt formuliert hat: „Je älter ich werde, je mehr mir selbst an Lebenserfüllung zugefallen ist, desto dünnhäutiger werde ich gegenüber dem Leid in dieser Welt und den zahlreichen Beispielen nicht gelingenden Lebens. Schließlich nimmt jeder dieser Menschen sein einmaliges Leben genauso wichtig, wie jeder von uns. Von daher kann ich mich nicht abfinden mit einer Politik, welche die Ellenbogenmentalität der Erfolgreichen noch begünstigt und sogleich das soziale Netz weitmaschiger Macht. Ich halte mich an den Satz der Präambel für eine neue Schweizer Verfassung: Die Stärke des Volkes misst sich am Wohl der Schwachen“. Umgedeutet würde ich für unser Thema heute sagen: Die Humanität und die Solidität der Deutschen Verfassung misst sich an der Frage, wie sie mit den Menschen umgeht, die eigentlich für Frieden Wohlstand und Ansehen unserer Nation in der Welt Entscheidendes beigetragen haben.

Kultur des Miteinander

Wir leben in einer neuen Vielfalt des Alters und finden differenzierte Lebenslagen und Lebensgeschichten vor: aktive Alte, gesund und ökonomisch gut abgesicherte Menschen, aber auch Menschen mit Zuwanderungsgeschichten, wie hinter den Menschen isoliert lebende, alte Menschen und kranke Menschen. Wir haben also immer die unterschiedlichen Lebenslagen und

Interessen als Ausgangspunkt unseres Handelns in Kirche und Diakonie zu berücksichtigen. Die Ressourcen, die dem einzelnen zur Verfügung stehen, eröffnen und verschließen Handlungsspielräume. Die Lebenslage eines Menschen wird nicht durch seine gesundheitliche Situation bestimmt, sondern durch die gesundheitlichen Rahmenbedingungen und seine persönliche lebenszeitliche Entwicklung. Für das Altern von entscheidender Bedeutung sind die Handlungsspielräume im Bereich Gesundheit, und sozialer Netzwerke, weil die Risiken eingeschränkter Handlungsmöglichkeiten steigen. Diakonie versucht mit ihren in der Fläche vorhandenen Sozialstationen und stationären Altenpflegeeinrichtungen, die Daseinsfürsorge vor Ort zu gewährleisten. Dafür entspricht sie einer Grundforderung der Politik, die künftig die Daseinsfürsorge eines einzelnen Menschen vor Ort garantieren möchte. Jeder Mensch muss die Möglichkeit haben, solange wie es irgendwie geht, in seiner Umgebung alt werden zu können. Das erfordert von uns aber mehr als nur die Garantie, dass der Mensch satt und sauber gepflegt wird. Das verlangt von uns, dass wir als Kirche und Diakonie uns im Gemeinwesen mehr verorten, die Möglichkeiten der Vernetzung mit anderen Akteuren vor Ort nutzen und zusammen mit den Alten, sprich Ihnen, als auch mit den anderen Generationen fragen: Was brauchen wir, um eine Kultur des Miteinanders, in dem Leben in Fülle möglich ist, vor Ort zu ermöglichen.

Hier ist beides gefragt. Die „Alten“ können von uns erwarten, dass wir uns ihrer Situation und ihren Lebensfragen zuwenden und Hilfesysteme schaffen, in denen Leben vor Ort möglich wird. Von den „Alten“, zumindest von den „jungen Alten“, können wir erwarten, dass sie zusammen mit uns an der Gestaltung des Lebens vor Ort aktiv teilnehmen, dass sie mit ihrer Zeit, der kostbarsten Ressource, ihren Erfahrungen und mit ihrer Gelassenheit, die sie meistens mehr besitzen als wir, die wir unmittelbar im Arbeitsleben stehen, gestalten und ausprobieren, was vor Ort für das Miteinander notwendig ist. Hier kommt vor allem auch den Kirchengemeinden vor Ort eine interessante Aufgabe zu, die durchaus auch

mit einem Paradigmenwechseln in der Frage der Seniorenarbeit in Verbindung zu bringen ist. Ich sagte zu Beginn, es ist nicht mehr so einfach von den „Alten“ oder der Seniorenarbeit zu reden. Wir haben die „Silver Surfer“, die Generation 60plus. Ich habe davon geredet, dass das Alter nicht mit einer Lebenszahl in Verbindung gebracht werden kann. Wir haben 80jährige, die fahren mit Wohnmobilen durch Europa, surfen im Internet, besuchen Hochschul-Vorlesungen; aber es gibt auch die anderen, die mobil eingeschränkt sind und mit Krankheiten leben müssen.

Begabungen abrufen

Sie, die Senioren sind anders, als das häufig von Kirchengemeinden wahrgenommen wurde. Kirchengemeinden müssen sich neuen Herausforderungen stellen. Wir müssen fragen: Wie können Senioren, die sich aktiv beteiligen wollen, mit ihren unterschiedlichen Interessen und kulturellen Vorlieben berücksichtigt werden. Die klassischen Seniorenveranstaltungen mit Kaffee, einem geistlichen Wort und einem Vortrag reichen nicht aus. Seniorenarbeit muss künftig an Projekten ausgerichtet werden. Der Weg führt weg vom klassischen Seniorenkreis hin zu einer Mitmach-Kirche. Viele der „jungen Alten“ bringen interessante Begabungen mit, die der Gemeinde gut tun können. Vielleicht wäre es gut Seniorenakademien zu gründen, denn lebenslanges Lernen bis ins hohe Alter ist nicht nur für die berufliche Qualifikation von Nöten. Neue Erfahrungen und Horizonterweiterungen halten jung. Erfahrungen der Senioren können miteinander ins Spiel gebracht, gemeinsame Interessen zusammengeführt, kreative Projekte durchgeführt werden.

Interessant ist auch eine Idee, die in Hannover umgesetzt wird; eine s. g. Kompetenzbörse. Generationenübergreifend stellen Menschen ihre Kompetenzen zur Verfügung und vernetzen sich in den Bereich Wissen, Kultur, soziales Engagement und auch Religion.

Bei all dem müssen wir wissen, dass die Kirche hier kein Alleinstellungsmerkmal besitzt. Seniorenarbeit wird von vielen in guter Form angeboten. Unsere alten Menschen sind auch daran interessiert generationenübergreifend ihr Leben zu gestalten. Also, wir brauchen Sie. Das „Diakonische Jahr ab 60“, das Evangelische Seniorenwerk und das Erkennen aktiver Seniorenarbeit in den Kirchengemeinden zeigen, dass in den Alten vollwertige, intellektuell fähige und kreative Individuen gegenüber stehen. Das braucht mehr als nur eine gemeinsame Stunde oder ein gutes Wort des Pfarrers. Hier liegt gleichzeitig auch eine Forderung an Sie. Jeder Mensch ist ein auf Beziehung hin ausgerichtetes Wesen. Und dieser Gott hat dem Menschen eine Gabe gegeben, die er mit anderen teilen kann. Ich denke, das gilt auch für das Alter. Und sie praktizieren es ja. Gelingendes Leben ist dort möglich, wo ich meine Fähigkeit zum Wohle anderer einsetzen kann. Das Alter nur mit Reisen und Selbstverwirklichung zu gestalten, ist zwar legitim, aber letztendlich im Sinne des christlichen Menschenbildes nicht ausreichend genug.

Altsein selbst gestalten

Jede Stufe des Lebens darf für sich das Recht beanspruchen, einen besonderen Charakter zu haben. Das Kind und der junge Mensch, der mündige und der reife, der alte und der senile Mensch, alle erleben jedes Mal eine eigen geprägte Phase für sich. Zwischen den Phasen sind die Übergänge, die wichtig sind, und die (so wissen wir es aus unserer Beratungsarbeit) am meisten zu den Lebenskrisen führen, die auch Anpassungskrisen sind. Für alte Menschen sind hier besonders zwei Krisen zu nennen. Die eine, wenn es um den Übergang von den „jungen Alten“ zu den „alten Alten“ geht; die Phase des Übergangs von der Phase, in der man frei und voller Vitalität seine arbeitsfreie Zeit nutzen kann, hin zu einer Zeit, in der man immer mehr auf Hilfen angewiesen ist; Freunde, Bekannte, Familienangehörige durch Tod dezimiert werden. Die zweite Phase ist die, in der neben der Zerbrechlichkeit die Senilität hinzukommt. Die Phase des

Hilflos-Werdens, die Phase der dementiellen Einschränkung von Menschen spielt eine immer mehr zentrale Rolle in der Frage, wie unsere Gesellschaft mit ihren alten Menschen umgeht. In unserem christlichen Menschenbild ist klar, dass jedem eine unverwechselbare Würde zusteht, die wir zu achten haben. Deshalb versuchen wir verstärkt, auch Angebote für Menschen mit dementiellen Erkrankungen anzubieten. Die Alten können von Kirche und Diakonie erwarten, dass sie diese Übergänge mit gestalten; für die Betroffenen selbst, wie auch für die Angehörigen. Viel zu wenig haben wir Zeit, diese Krisen im Blick zu behalten, die durch die Übergänge entstehen. Eine rechtzeitige Beratung, wie man den Übergang von Beruf in Rente oder von aktiver Eigenständigkeit hin zur aktiven Zeit unter Hilfe anderer Menschen gestalten kann, ist nicht ausgebildet. Ebenso gilt es die Frage ernsthaft zu thematisieren: Wie gehen wir mit Menschen mit dementieller Einschränkung um? Sie sind im Prinzip nicht krank, haben Lust, ihr Leben zu gestalten, leben allerdings oft in einer anderen Welt.

Hier sind wir bereits, wie erwähnt, mit unseren Sozialstationen dabei, Gruppen und Kreise für dementiell Erkrankte und deren Angehörigen zu begleiten bzw. zu gründen. Das reicht aber nicht aus. Wir müssen ihnen den Raum der Normalität geben. In unseren Gottesdiensten, in den Gemeindefesten. Sie sind teil unserer Gemeinde, begabt und beschenkt durch die Würde unseres Gottes. Die Herausforderung wird sein, und dies sage ich jetzt auch kritisch, dass Sie, die Alten, sich selbst mit der Frage der notwendigen Pflege und einer eventuell dementiellen Erkrankung auseinandersetzen. Auch Sie, nicht nur die anderen, müssen Vorsorge treffen, damit gelingendes Leben bis zum Schluss vorhanden ist. Neben Patientenvollmachten und Einsetzung von Betreuern ist es auch wichtig, sich mit der materiellen Frage auseinander zu setzen: Was geschieht mit meinem Geld? Ich erlebe immer wieder, dass ältere Menschen, aber auch deren Angehörige tunlichst alles vermeiden, was dazu führen könnte, dass das Ersparte zur persönli-

chen Pflege und Lebensgestaltung im Alter genommen werden kann. Dies ist oftmals für Einrichtungen, wie Sozialstationen, ein großes Problem. Die immer wieder befürchtete Angst, dass Pflegekassen das Ersparte einziehen, ist grundlos. Andererseits ist die Pflegeversicherung auch keine Vollkaskoversicherung, sondern verlangt eine Eigenbeteiligung der Hilfeempfänger, soweit diese noch über Mittel verfügen. Der Mensch hat, bei aller Solidarität der Gesellschaft, wenn er es kann zunächst selbst dafür zu sorgen, dass die nötigen materiellen Ressourcen vorhanden sind, um auch bei Bedürftigkeit würdig alt zu werden.

Alter annehmen

Jede Phase ist eigen und doch nur ein Stück des ganzen Lebens. Ich erinnere mich als Gemeindepfarrer an die Zimmer von älteren Mitmenschen. Die Wände waren häufig voller Bilder und Fotografien. Und wenn ich mich dafür interessierte, dann kamen die Erinnerungen, das Lächeln über die gute Zeit und oftmals auch ein „Das war einmal, jetzt ist alles anders“. Ich glaube, die Kunst des Alterns ist die, dass man es annimmt; sich dagegen wehren, macht keinen Sinn. Ich glaube, man muss es Schritt für Schritt lernen. Leicht wird es wohl nicht sein, aber es gehört zu uns dazu. Ich habe viele Menschen erlebt und erlebe sie auch noch heute, die sich weigern anzuerkennen, dass sie alt werden und die ihre Selbsttäuschung mit merkwürdigen Mitteln aufrecht zu erhalten suchen. So, als ob das Altern etwas wäre, was mit dem Makel des Verwerflichen in Verbindung zu bringen ist.

Wenn in meinem Referat die Frage gestellt wird, was wir von den Alten lernen können, dann will ich es als junge Generation so formulieren: Ich möchte gerne von den Alten lernen, wie man sein Alter annimmt, gestaltet und bewusst im Wissen auf das Ende zeigt, dass jeder Tag seine Plage, aber auch seine Schönheit hat. Alte Menschen können uns die Angst vor dem Alter nehmen. Alte Menschen können uns Anteil nehmen lassen an der Reife ihrer Erfahrungen,

an dem Erkenntnisschatz, den sie angesammelt haben. Alte können uns lehren, in der auf Materialismus hin ausgerichteten Leistungsgesellschaft immer wieder zu erkennen, was eigentlich das Leben ausmacht, wenn Leistung, Schnelligkeit und Präsenz nicht mehr die zentralen Fragen sind, die unseren Alltag bestimmen.

Ein Satz, der auch von theologischer Bedeutung ist: Schaffen wir es durch unsere Predigt, durch unseren gelebten Glauben, den Menschen deutlich zu machen, dass jeder Tag ein Geschenk unseres Schöpfers ist; dass die Tage, die uns gegeben sind, als große und verdiente und auszukostende Gabe empfangen werden. Dabei negiere ich nicht das Wissen, dass es immer wieder Tage gibt, die schwer sind, schmerzlich sind. An denen man sich wünscht, dass sie vorbei gehen. Aber, wenn der Tag generell als Geschenk wahrgenommen werden kann, wenn ich aufstehen darf, Musik im Radio höre, frühstücke, anderen etwas Leben und Freude bringen kann, dann ist das schon etwas. Jedenfalls sagt dies der ehemalige pfälzische Kirchenpräsident Theo Schaller, der sich mit dem Alter in einem bemerkenswerten Artikel auseinander gesetzt hat. Ich glaube, dass Sie, werte Schwestern und Brüder, heute hier gerade in dieser Frage Ihre ganz großen Verdienste haben. Durch Ihre Arbeit, durch Ihr Dasein, durch Ihre Zeit schenken Sie sinnvolles Leben, zeigen: Es ist schön, dass es dich gibt. Es ist schön, dass du da bist. Das Leben hat für dich noch einiges Gutes bereit. Und umgekehrt glaube ich auch, dass es für Sie selbst, da Sie sich ehrenamtlich engagieren, ein Gewinn sein kann, durch ihr Engagement anderen Freude zu schenken. Es ist also auch im Alter ein gegenseitiges Geben und Nehmen.

Wach sein für andere

Im Rahmen der Demografie spüren wir, wie zentral künftig die Frage sein wird: Wie verhindern wir die Einsamkeit der alten Menschen? Der Anstieg der Single-Haushalte ist erschreckend; die Prognosen für deren Alter furchterregend. Einsamkeit im Alter ist eine der ganz, ganz großen

Gefahren und auch Herausforderungen für uns alle in der Gesellschaft. Hier gilt es eine besondere Sensibilität zu entwickeln, die wir nicht hoch genug einschätzen können. Wir brauchen scharfe Augen, sensible Ohren und gütige Herzen, die vor Ort wahrnehmen, was geschieht. Sie, sehr verehrte Damen und Herren, können so etwas sein wie Seismographen, die wahrnehmen, wo jemand in der Gefahr steht zu vereinsamen, zu verwahrlosen, in die innere Migration zu gehen. Daher kann ich Sie nur dazu auffordern, mit diesem wachen Blick in ihrem Umfeld wahrzunehmen, was geschieht und was nicht mehr geschieht. Ich kann uns Kirchengemeinden nur dringend dahingehend raten, viel sensibler nachzuhören, nachzuschauen, was in unserem Dorf, in unserer Gemeinde, insbesondere außerhalb der Kerngemeinde geschieht. Hier haben wir einen wichtigen Auftrag, wenn wir wollen, dass Leben gelingt und für alle in Fülle ermöglicht wird.

In der Erfahrung mit älteren Menschen bleibt es nicht aus, dass man als ihr Gegenüber oftmals das Gefühl hat, man versteht den Alten nicht mehr. Vielleicht hängt es mit den unterschiedlichen Welten zusammen, in denen wir uns jeweils befinden, hängt es mit den Unterschiedlichkeiten zusammen, die uns von außen, im routinemäßigen Alltag aufgedrückt werden. Hier bitte ich die Alten um Geduld und Fairness. Die Frage, dass sich Generationen nicht immer auf Anhieb gleich verstehen, gibt es schon seit wir unterschiedliche Generationen wahrnehmen. Es gehört auch zum Leben dazu, unterschiedliche Wahrnehmungen zu akzeptieren ohne gleich die Grundsatzfragen zu stellen. Im Generationenvertrag der Menschen ist es notwendig, dass sich die Jüngeren weiterentwickeln, Dinge erproben, Grenzen überschreiten, für die Ältere oftmals nur ein Kopfschütteln übrig haben. Es gehört zur Toleranz und vermutlich auch zu der Normalität in der Welt, dass sich Einstellungen, Mentalitäten und Lebensgestaltungen ändern. Ob dies immer gut ist, weiß ich nicht, aber jede Generation muss auch die Erfahrungen machen, das heißt aber im umgekehrten Schluss nicht, dass man,

wie es häufig geschieht, alles akzeptieren muss. Jede Generation hat das Recht auf ihre Bewertung der Entwicklungen und im Dialog untereinander bringen sie das wichtige Kapital der Erfahrung und Reife ein, das, so erlebe ich es bei mir, nicht immer unmittelbar sofort, aber im Nachklang häufig auch in meine Bewertung von der Beurteilung gesellschaftlicher Situationen mit einfließt.

Kostbares Miteinander

Liebe Seniorinnen und Senioren, bitte unterschätzen Sie nicht die Notwendigkeit, die Sie als Gruppe in der Gesellschaft, vor allem für die jüngeren Generationen darstellen. Ohne Sie wäre vieles in unserer schnelllebigen Zeit ärmer, kühler, unfreundlicher. Kinder lieben ihre Großeltern. Junge Erwachsene kehren gerne in das Elternhaus zurück und bei Festen vor Ort gehören Sie mit all Ihren Stärken und Schwächen mit hinzu. In meiner alten Kirchengemeinde haben wir einen Ferientreff für Jung und Alt. Wenn Sie alle zusammen sind, die Generationen, dann spüren wir erst, wie schön das Miteinander ist. Wir sehen in das Gesicht einer alten Frau und lernen den Respekt von ihrer Leistung neu zu bewerten. Wir freuen uns über die Geselligkeit, über das Lachen und spüren, dass das Miteinander kostbar ist, kostbarer als mancher Urlaub auf irgendeiner Insel mit paradiesischen Zuständen. Ich will das nicht ins Lächerliche verstanden haben. Was wäre ein Dorf, eine Stadt, wenn die Alten nicht auch dann unterwegs wären, wenn wir unserer Arbeit nachgehen, die Kinder in der Schule sind: Tot, ausgestorben, ohne Leben. So sind Sie auch ein wichtiges Lebenselixier für das Gemeinwesen, das notwendig ist. Soll Lebendigkeit unser Gemeinwesen zieren und sollen wir nicht nur noch Orte produzieren, die nur Schlafstätten sind. Lassen Sie mich schließen mit einem Gebet einer Nonne aus dem 17. Jahrhundert, die gut andeutet, um was es in der Thematik geht.

Gebet

Herr, Du weißt besser als ich selbst, dass ich älter werde und eines Tages alt bin. Bewahre mich vor der unheilvollen Angewohnheit, zu meinen, ich müsse zu allem etwas sagen und das bei jeder Gelegenheit. Befreie mich von dem Verlangen, jedermanns Angelegenheiten in Ordnung bringen zu wollen. Mache mich bedachtsam und nicht schwermütig; hilfsbereit, jedoch nicht herrschsüchtig.

Angesichts meines unermesslichen Vorrates an Lebenserfahrungen erscheint es bedauerlich, nicht alles nutzen zu können. Aber Du weißt, Herr, dass ich ein paar Freunde haben möchte am Ende. Bewahre mich davor, endlose Einzelheiten aufzuzählen. Verleihe mir Flügel, versiegele meine Lippen, was meine Schmerzen und Leiden anbelangt. Sie nehmen zu. Und die Lust daran, sie aufzuzählen, wird wohltuender mit den Jahren. Um so viel Gnade zu bitten, dass ich an den Erzählungen anderer von ihren Schmerzen Gefallen finden könnte, wage ich nicht zu wünschen; es hilft mir jedoch, sie in Geduld zu ertragen. Ich wage es nicht, ein besseres Gedächtnis zu erbitten, wohl aber zunehmende Bescheidenheit und abnehmende Selbstsicherheit, wenn meine Erinnerungen mit den Erinnerungen anderer im Widerspruch zu stehen scheinen. Führe mich zu der großartigen Erkenntnis, dass ich mich gelegentlich auch irren könnte. Trage Sorge dafür, dass ich einigermaßen liebenswürdig bin. Ich möchte keine Heilige sein. Mit manchen von ihnen ist es sehr schwer zu leben, aber eine sauertöpfige alte Person ist eines der hervorragenden Werke des Teufels. Schenke mir die Fähigkeit, Gutes zu entdecken an Orten, an denen ich es nicht erwarte und Begabungen an Menschen zu erkennen, denen ich es nicht zutraue; und gib mir, o Herr, die Gnade, es ihnen auch zu sagen.

Amen.

Mehr Anerkennung für die Pflege Diakonie Deutschland und evangelischer Pflegefach- verband DEVAP für höhere Ausbildungskapazität

Die Diakonie Deutschland und der Deutsche Evangelische Verband für Altenarbeit und Pflege DEVAP fordern eine bessere Anerkennung der Pflegeberufe. „Entscheidend für die Attraktivität eines Berufsbilds ist auch das Lohnniveau. Es muss der hohen Verantwortung und der Leistung der Pflegekräfte entsprechen. Pflegekassen und Sozialhilfeträger müssen bereit sein, die tariflichen Löhne in den Entgeltverhandlungen anzuerkennen und zu refinanzieren“, erklärte Maria Loheide, sozialpolitischer Vorstand Sozialpolitik der Diakonie Deutschland anlässlich eines Besuchs des pflegepolitischen Sprechers der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Willi Zylajew, in der Lazarus-Diakonie in Berlin.

Renate Gamp, Vorsitzende des DEVAP, forderte ein attraktiveres Ausbildungsprofil: „Die Pflegeausbildung braucht eine bundeseinheitliche und stabile Finanzierung“, so Gamp. „Umschulungsmaßnahmen in der Pflege müssen endlich dauerhaft und vollständig von der Bundesagentur für Arbeit gefördert werden. Außerdem muss insgesamt die Kapazität für die Ausbildung erhöht werden“.

Laut einer aktuellen Studie der Bertelsmann Stiftung steigt der Pflegebedarf bis zum Jahr 2030 um 50 Prozent. Gleichzeitig werden rund 500.000 Stellen für Vollzeitkräfte unbesetzt bleiben.

Gestärktes Miteinander der Ökumene Die Wachsende Natur-Kirche in Nagold lädt weiter ein

Die Wachsende Kirche auf dem Gelände der Landesgartenschau Baden-Württemberg in Nagold stand 2012 unter einem besonders günstigen Stern. Darin sind sich die Verantwortlichen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen ACK einig, die jetzt Bilanz gezogen haben. 90.000 Menschen nahmen 2012 an den kirchlichen Veranstaltungen teil. 20.000 davon besuchten die Ausstellungen in der Friedenskirche. Etwa 5.000 Interessierte zog die außergewöhnliche Pilgerausstellung in ihren Bann. Deshalb steht für die drei Konfessionen fest: Die Wachsende Kirche geht auch 2013 weiter. Auch in der jetzigen warmen Jahreszeit sollen Veranstaltungen angeboten werden.



Gut eine halbe Million Menschen dürfte nach vorsichtigen Schätzungen die Wachsende Kirche auf dem Gelände der Landesgartenschau Nagold im letzten Jahr besucht haben.

Im jetzigen Sommer 2013 wird deshalb ein neues Programm präsentiert. Startschuss dafür war die Sitzung der Arbeitsgemeinschaft der Christlichen Kirchen ACK im Januar in Nagold. Dabei motivierte Ralf Albrecht als Leiter der Steuerungsgruppe die Bürger und Christen, das Vorbereitungsteam mit Vorschlägen zu unterstützen. „Der Geist des ökumenischen Projekts wird weiterleben“, freute sich Dekan Albrecht über die Aufbruchstimmung im Jahr eins nach der baden-württembergischen Landesgartenschau. Damit werde die Wachsende Kirche auch in Zukunft als Symbol der Ökumene Bestand haben.

Wie viele Menschen das grüne Gotteshaus unabhängig von den Veranstaltungen besucht haben, lässt sich nur schätzen. Die Hälfte der über eine Million Landesgartenschau-Gäste dürfte in der Wachsenden Kirche gewesen sein. Das grüne Gotteshaus wird übrigens auch drei Monate nach diesem Besuchermagnet ohnegleichen von vielen Menschen aufgesucht, die sich von seiner besonderen Atmosphäre inspirieren lassen

wollen oder die Stille im Gebet zu suchen.

Rund 750 Veranstaltungen haben die beteiligten Kirchen 2012 zur Landesgartenschau bei gesteuert, was Oberbürgermeister Jürgen Großmann als „überragendes Engagement“ bezeichnete. „Auch die mediale Beachtung erfolgte in enorm hoher Frequenz“, zog Dekan Albrecht Bilanz: „In über 80 Zeitungsartikeln wurde über die Wachsende Kirche landauf landab berichtet, darunter auch auffallend viele kirchliche Medien“. In großer Zahl demonstrierten prominente Gäste ihre Verbundenheit mit diesem in Deutschland einmaligen Projekt. Allen voran so bekannte Persönlichkeiten wie die Bischöfe

und kirchlichen Würdenträger, der frühere Ministerpräsident Erwin Teufel, Ex-Sozialministerin Monika Stolz, Tübingens Oberbürgermeister Boris Palmer, Fernsehpfarrer Ulrich Parzany oder

Bestsellerautorin Ulla Lachauer. „Das Engagement der über 500 Ehrenamtlichen aus verschiedenen christlichen Konfessionen stellte jedoch alles in den Schatten“, sagte Albrecht. Diesen Helferinnen und Helfern sei zu verdanken, dass das Jahr 2012 bleibende Eindrücke hinterlasse. Gerade das Miteinander der verschiedenen Glaubensrichtungen sei enorm gestärkt worden. Eigentliche Gewinnerin des Jahres 2012 sei die gelebte praktische Ökumene. „Dankbar werfen wir einen Blick zurück, weil so vieles an Glauben, Leben und Miteinander durch das Projekt im Wachsen ist“, sagt der Dekan, der darauf verweist, dass die Kirchen mit ihrer Präsenz zukunftsweisende Zeichen gesetzt haben. „Es war aus meiner Sicht der umfassendste, gelungenste und auch arbeitsintensivste Auftritt von Kirchen auf der Landesgartenschau, der je zu beobachten war“, lautet sein Fazit. Schmunzelnd verwies Albrecht darauf, dass „Gottes Segen sogar beim Wachsende-Kirche-Wetter zu spüren“ war: „An den 171 Landesgartenschau-Tagen schien immer die Sonne, wenn auch an 60 Tagen von gelegentlichem Regen begleitet“. Somit sei der Grundgedanke des Projekts voll aufgegangen. Er orientiert sich an einem Satz aus dem Buch Jesaja: „Denn siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf.“

Die Finanzierungsbilanz ist noch nicht ganz abgeschlossen. Allerdings könne schon jetzt gesagt werden, dass das gesamte Projekt ohne die überragenden Beiträge von Sponsoren und Spendern nie zu schultern gewesen wäre.

Im Wachsen

Das Gemeinschaftsprojekt der Nagolder Kirchen geht 2013 weiter. Die Wachsende Kirche mitten in der Nagolder Altstadt war aus christlicher Sicht das Herzstück der Landesgartenschau in Nagold. Am Zusammenfluss von Nagold und Waldach wächst das Wahrzeichen des christlichen Glaubens und der Ökumene weiter. Der runde Pavillon aus 24 Lindenbäumen und einem mit wachsenden Weiden geflochtenen Zaun ist ein in Deutschland einmaliges Gemeinschaftswerk der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kir-

chen ACK, der die evangelische, katholische und evangelisch-methodistische Gemeinde angehören. Die Wachsende Kirche steht im Einklang mit der Natur und bietet Platz für bis zu 150 Menschen. Sie wird auch nach der Landesgartenschau als grünes Gotteshaus für kirchliche und kulturelle Veranstaltungen genutzt. Das Unikat trägt die Handschrift des Landschaftsarchitekten Professor Jörg Stötzer.

Weniger Auto – weniger Sprit Start des Portals „60plus.vdc“ von BAGSO und Verkehrsclub

Ältere Menschen sind heute so mobil wie nie zuvor. Dabei spielt das Auto eine zentrale Rolle. Inzwischen besitzen fast 80 Prozent der Seniorinnen und Senioren in Deutschland einen Führerschein. Doch ist auch an Alternativen zum Auto zu denken. Nicht so sehr wegen der viel thematisierten abnehmenden Verkehrstüchtigkeit alter Menschen. Sondern aus klima-ökologischen Gründen. Um die anderen Mobilitätsangebote neben dem eigenen Auto bekannter zu machen, haben die Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO, der Ökologische Verkehrsclub VCD und der Deutsche Mieterbund DMB das Online-Service-Portal „60plus.vcd.org.“ eingerichtet.

Interessierte finden hier praktische Tipps – unter anderem zu seniorenfreundlichen Angeboten des öffentlichen Nahverkehrs, zu sicherem Radfahren, zum Kauf von Fahrrädern und Elektrorädern, Einkaufen ohne Auto sowie Hinweise zum klimafreundlichen Reisen und zum Spritsparen. Ziel der Informationen soll es sein, ältere und alte Menschen zu ermutigen, verstärkt die Verkehrsmittel Bus, Bahn und Fahrrad als Alternative zum

Auto zu nutzen. Sich klima- und ressourcenschonend zu verhalten, bedeutet keine Einschränkung. Im Gegenteil: Wer sich frühzeitig umorientiert, sich auch auf andere Mobilitätsformen einlässt und das Auto als eine Option unter vielen versteht, erweitert seine Mobilität, hält sich fit und ist länger selbstständig unterwegs. Tipps dazu will das neue Serviceportal 60plus.vcd.org liefern.

Das Projekt beschränkt sich jedoch nicht nur auf Online-Informationen: In Bayern, Berlin, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen sind sogenannte VCD-Regionalkoordinatoren vor Ort aktiv, ab Mitte des Jahres kommen Ansprechpartner in fünf weiteren Bundesländern hinzu. Interessierte können sich bei diesen regionalen Ansprechpartnern kostenfrei und persönlich zu individuellen Mobilitätsfragen beraten lassen, etwa zu vergünstigten Seniorentickets im Verkehrsverbund oder zum klimabewussten Autokauf. Die Regionalkoordinatoren führen darüber hinaus Informationsveranstaltungen und Aktionen durch, sind Ansprechpartner für lokale Kooperationspartner wie Mietervereine, Seniorenvertretungen, Wohnungs- oder Verkehrsunternehmen. Die Kontaktdaten der Regionalkoordinatoren und weitere Informationen zum Projekt finden sich auch im Portal 60plus.vcd.org. »Klimaverträglich mobil 60+« wird vom Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit aus Mitteln der Nationalen Klimaschutzinitiative gefördert.

Weitere Informationen geben Anja Smetanin, VCD-Pressesprecherin, Tel. 030 28035112, Mail: presse@vcd.org, BAGSO-Pressereferentin Ursula Lenz, Tel. 0228 24999318, Mail: lenz@bagso.de, beim Mieterbund Heike Zuhse, Tel. 030 223223-66, Mail: heike.zuhse@mieterbund.de

Schutz vor Überlastung BAGSO-Ratgeber für pflegende Angehörige wieder vorrätig

Die körperlichen und seelischen Belastungen, denen Menschen, die – oft über mehrere Jahre hinweg – ihre pflegebedürftigen Angehörigen zu Hause versorgen, sind enorm. Dies hat auch die starke Nachfrage nach dem Ratgeber gezeigt, den die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO und die Deutsche Psychotherapeutenvereinigung DPTV gemeinsam erarbeitet und erstmalig im Februar 2012 den Hilfesuchenden zur Verfügung gestellt hat. Die Erstauflage und die beiden Nachdrucke waren innerhalb kurzer Zeit vergriffen.

„Wir freuen uns, dass durch die Unterstützung von COMPASS Private Pflegeberatung GmbH eine 4. Auflage gedruckt werden konnte und wir jetzt die lange Vormerkliste abarbeiten können“, so die BAGSO-Vorsitzende und Psychologin Prof. Dr. Ursula Lehr. Dr. Sibylle Angele, Geschäftsführerin der COMPASS Private Pflegeberatung, kennt die Schwierigkeiten der Angehörigen: „Viele unserer Klientinnen und Klienten sind pflegende Angehörige. Der Beratungsbedarf ist sehr groß, die Situation der pflegenden Angehörigen ist besonders häufig Thema in den Beratungsgesprächen. Die Broschüre der BAGSO trägt dazu bei, dass sich die Menschen frühzeitig informieren und Hinweise für Unterstützungsangebote erhalten, damit eine Überlastung in der Pflegesituation möglichst gar nicht entsteht.“ Der Ratgeber kann bei der BAGSO – auch in einer größeren Anzahl – bestellt werden: BAGSO, Bonngasse 10, 53113 Bonn, Tel. 0228 2499930; Fax: 0228 24999320; E-Mail: wittig@bagso.de

Außerdem kann die Broschüre über die Internetseiten der Deutschen Psychotherapeutenvereinigung (www.dptv.de) und der BAGSO (www.bagso.de) heruntergeladen werden.

» Gott kann auf vielfältige Weise auf uns zukommen: in einer Hand vielleicht, die sich auf meine Schulter legt, oder in der Stimme eines Menschen, der mir sagt: Ich bin ja da. Rede nur und fürchte dich nicht.

Gedächtnis-Helfer und Zahn-Elfen Engagement zur Gesundheitsförderung älterer Menschen prämiert

Die Preisträger des Bundeswettbewerbs 2012 „Im Alter IN FORM – Gesunde Lebensstile fördern“ der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO, in der auch das ESW mitarbeitet, wurden im Rahmen der Mitgliederversammlung in Bonn ausgezeichnet. Zielsetzung des Bundeswettbewerbs war

- Multiplikatoren zu motivieren, nachhaltige Angebote zur Gesundheitsprävention für ältere Menschen zu schaffen, und
- das Engagement ehren- und hauptamtlicher Akteure anzuerkennen.

Die Jurymitglieder bewerteten bei den 40 Wettbewerbsbeiträgen sowohl die Idee, das Planungskonzept, die fachlichen Inhalte und die thematische Breite als auch die praktische Umsetzung.

Der Verein „infrac e.V., ein Interkulturelles Beratungs- und Bildungszentrum für Frauen Mädchen und Seniorinnen“ aus Frankfurt, erhielt den ersten Preis in Höhe von 2.000,- Euro für sein spezielles Angebot „Interkultureller Seniorentreff, Migrantinnen aktiv im Alter und Alltag“. Das wöchentliche Angebot für Frauen ab 50 Jahre nutzen Migrantinnen aus aller Welt. Während in Deutschland das Thema Prophylaxe einen großen Stellenwert hat, gibt es in vielen Herkunftsländern der Frauen keine Tradition oder Kultur der bewussten Auseinandersetzung mit Themen wie Gesundheit und Gesundheitsvorsorge, gesunde Ernährung, Zahnpflege im Alter, Sport und Bewegung sowie Gedächtnistraining. Bewegungsangebote sind den Teilnehmerinnen des

Treffs oft gar nicht bekannt oder aber sie überwinden die Hemmschwelle, sie zu nutzen, nicht.

Mit dem zweiten Preis ausgezeichnet wurde das Soziale Netzwerk „Gemeinsam gegen Einsam“ aus Bergheim. Aus Sicht der Jury ist das vielfältige gesundheitsförderliche Engagement des Netzwerkes ehrenamtlich tätiger Frauen und Männer für ältere Menschen besonders aner kennenswert. Das Angebot umfasst regelmäßige Informationsveranstaltungen zu gesundheitlichen Themen, gemeinsame Frühstücke, Anleitungen zu Bewegung und Gymnastik. Familienangehörige von dementiell erkrankten Personen erhalten Unterstützung durch regelmäßige Cafétreffs und einen Begleitservice für ältere Menschen. Anni Wilbertz und ihr Team freuten sich über die Auszeichnung und das Preisgeld von 1.000,- Euro. Der erste und zweite Preis wurden vom Generali Zukunftsfonds gestiftet.

Die Jury des Bundeswettbewerbs sprach den „Sonderpreis Mund- und Zahngesundheit im Alter 2012“, gestiftet von GABA Lörrach, dem Senioren- und Pflegezentrum Rupprechtstegen in Bayern zu. Dort wurden fünfzehn Pflege-, Betreuungs- und hauswirtschaftliche Fachkräfte in sieben Workshops zu „Zahnelfen“ qualifiziert. Deren Aufgabe ist es, Munderkrankungen vorzubeugen bzw. rechtzeitig zu behandeln, Behandlungsbedarf frühzeitig festzustellen und Vorsorgemaßnahmen sachgerecht umzusetzen.

Der Bundeswettbewerb wurde im Rahmen des BAGSO-Projektes „Im Alter IN FORM – Gesunde Lebensstile“ durchgeführt. Prof. Ursula Lehr, Vorsitzende der BAGSO, Dr. Hans-Peter Huber, Vorsitzender der Jury, Hermann Huckert, Referent im Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz, sowie Petra Regelin, stellvertretende Vorsitzende der Jury, stellten die Preisträger und ihre Aktivitäten vor und überreichten die Urkunden.

Bis zuletzt würdig begleiten Kritik an Sterbehilfe-Gesetz

Die Diakonie Deutschland begrüßt, dass die Regierungskoalition die gewerbsmäßige Förderung der Selbsttötung unter Strafe stellen will. Sie fordert aber - ähnlich wie das Zentralkomitee deutscher Katholiken - Nachbesserungen im Gesetzentwurf.

„Auch aus evangelischer Sicht geht der Gesetzentwurf nicht weit genug“, sagte Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier in Berlin. „Er erfasst nicht die organisierte Sterbehilfe zum Beispiel durch Vereine, denen keine Gewinnerzielungsabsicht nachgewiesen werden kann. Um dies zu erreichen, müsste der Gesetzgeber jegliche gewohnheitsmäßige Förderung der Selbsttötung unter Strafe stellen“. Es müsse dringend präzisiert und stärker eingegrenzt werden, für wen die Strafbefreiung gelte. Stockmeier betonte weiter: „Angehörige, aber auch Ärzte und Pflegepersonal brauchen Rechtssicherheit“. Der Diakonie-Präsident forderte die Koalitionsfraktionen auf, den Gesetzentwurf in veränderter Form auf den Weg zu bringen. Das Thema sei zu wichtig, um liegen zu bleiben.

Aus Sicht der Diakonie Deutschland besteht die eigentliche gesellschaftliche Aufgabe darin, Menschen auf ihrem letzten Lebensabschnitt würdig zu begleiten. Die Diakonie setzt sich für den bundesweiten Ausbau der hospizlich-palliativen Versorgung und Begleitung sterbender Menschen ein. „Wir können und müssen noch viel dafür tun, dass sich Menschen im Sterbeprozess gut aufgehoben fühlen und die assistierte Selbsttötung gar nicht in Betracht zu ziehen brauchen“

KINDER

» Die biblische Aufforderung „Seid fruchtbar und mehret euch“ ist zeitlos aktuell, weil sie das Signal enthält: Ihr könnt dem Leben vertrauen! Ihr braucht keine Angst zu haben. Die Welt liegt euch und euren Kindern zu Füßen!

EDUARD KOPF

Untat nach der Rettung Glück Winnendens im Krieg und die Todesschüsse im Frieden

von Reinhold Kilp und Kurt Witterstätter

Zwei Menschenalter trennen in der württembergischen 27.000-Einwohner-Stadt Winnenden das Rettungs-Glück am Ende des Zweiten Weltkriegs vom Amoklauf eines ehemaligen Schülers der Albertville-Realschule mit 16 Toten im März 2009. Es zeigt, wie an einem Ort Segen in katastrophischer Zeit und großes Unglück vieler Familien mitten in Frieden und Wohlstand nebeneinander stehen können. Die Rettung am 21. April 1945 vor der totalen Zerstörung durch amerikanische Truppen verdankt die schwäbische Stadt dem mutigen Pfarrer Georg Brandt, der im Dritten Reich der Bekennenden Kirche angehörte. Die Tötung von 15 Unschuldigen mit anschließender Selbsttötung des Jugendlichen 64 Jahre später im Jahre 2009 ohne äußeren Anlass wird motivational immer ein Rätsel bleiben. Für die älteren Zeitgenossen beider Vorkommnisse zeigt sich, wie man in einem langen Leben ungewöhnliche Ereignisse miterleben kann, die im Normalfall umgekehrt hätten verlaufen müssen. Winnenden hätte angesichts nationalsozialistischer Durchhalteparolen beim militärischen Zusammenbruch 1945 Dutzende Tote beklagen können. Und sein Schulbetrieb hätte im Jahre 2009 normalerweise ungestört verlaufen müssen. Doch beides kam anders. Glück und Unglück können unerwartet eintreten.

Pfarrer Georg Brandt, zu dessen Ehren Winnenden einen Straßenzug benannt hat, wurde wegen seiner Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche aus dem Pfarrdienst entfernt und zur Wehrmacht eingezogen. Als Feldwebel und Zugführer lag er im April 1945 mit seiner Einheit bei Spiegelberg vor Winnenden. Als diese versprengt oder gegen Backnang abgezogen war, stieß er zu einem Sprengkommando, das die Brücken



Nach Pfarrer Brandt hat Winnenden einen Weg benannt
Foto: Dr. Friedrich Löblein

Winnendens zerstören sollte, um den amerikanischen Vormarsch nach Süden aufzuhalten. Brandt schrieb später „Auch die Stadtmühle musste durch eine Sprengung dieser Brücken stark beschädigt oder gar zerstört werden. Im übrigen setzten sich auch hier die deutschen Truppen in Richtung Waiblingen ab. Vor den Geschäften standen die Menschen Schlangen. Der Kartenzwang war in letzter Stunde aufgehoben worden und die restlichen Vorräte wurden im freien Verkauf an die abgegeben, die das Glück hatten und noch etwas erhalten konnten. Man hoffte allgemein, dass die Stadt ohne Schaden in die Hand des Feindes fallen werde, da sie offensichtlich nicht verteidigt werden sollte. Eine Bereitschaft zur Verteidigung war nirgends festzustellen. Jeder hoffte nur, dass die unvermeidliche Besetzung der Stadt sich möglichst schnell vollziehen möchte“.

Doch es drohte, wie Brandt weiter berichtet, dennoch Gefahr: „Ich zog Zivilkleidung an. Bald darauf schoss eine deutsche Flakbatterie sehr lebhaft aus Richtung Korb. Amerikanische Artillerie antwortete. Die ersten Granaten schlugen in Winnenden beim Gasthaus „Zum Hirsch“ ein. Wir suchten im Keller Zuflucht und mussten einen heftigen Beschuss über uns ergehen lassen. In den Feuerpausen bemerkten wir heftige Brände in der Umgebung des Rathauses. Gegen

22.30 Uhr beschloss ich in einer abermaligen Feuerpause, mit dem Feind Verbindung aufzunehmen, um ihn über die wahre Lage in der Stadt aufzuklären und auf diese Weise die verhängnisvolle Beschießung zu beenden. Als ich mit Helmut Best aus unserem Pfarrhaus als Dolmetscher am Rathaus vorbei kam, sahen wir mit wehem Herzen, wie die Knauersche Apotheke und die angrenzenden Häuser in hellen Flammen standen. Aufopfernd nahm die Feuerwehr den Kampf gegen die Flammen auf“.

Kein Beschuss der wehrlosen Stadt

Weiter erinnert sich Georg Brandt: „Bei unserem weiteren Weg durch Winnenden konnten wir keine Angehörigen der Wehrmacht mehr feststellen. Der Stadtausgang nach Hertmannsweiler war unbewacht, die dort errichtete Panzersperre war nicht geschlossen. Auch beiderseits der Straße nach Hertmannsweiler konnten wir keine Sicherungen feststellen. Die Artillerie-Einschläge lagen jetzt links von uns in Richtung auf Nellmersbach und Leutenbach zu, wobei für uns nicht feststellbar war, ob deutsche oder amerikanische Artillerie schoss. Unbehelligt kamen wir bis kurz vor Hertmannsweiler. Am Ortseingang kam von rechts ein amerikanischer Kübelwagen. Mein Begleiter rief und gestikulierte und verdeutlichte den amerikanischen Soldaten, dass wir gekommen wären, um Winnenden zu übergeben. Darauf wurden wir zur Befehlsstelle in Hertmannsweiler gefahren, das mit Panzern und Kübelwagen voll stand. Die Amerikaner waren misstrauisch, da wir keine Vollmacht hatten und deutsche Artillerie noch aus Korb schoss. Schließlich schenkten sie uns Glauben, da ich mich als Pfarrer ausweisen konnte. Wir teilten mit, dass Winnenden keine Besetzung mehr aufweise, und dass niemand an die Verteidigung der Stadt denkt. Ich bat, dass der Beschuss der wehrlosen Stadt eingestellt wird. Außerdem empfahl ich, die Amerikaner möchten die Brücken noch vor deren drohender Sprengung überqueren.“

Im Dialog mit den Amerikanern konnte Brandt deren Befürchtungen zerstreuen: „Im Lauf der

Verhandlungen fragte ich die Amerikaner, warum sie eine wehrlose Stadt so heftig beschießen ließen. Sie antworteten, dass der heftige Feuerüberfall der deutschen Flak gegen Abend, der aus Richtung Winnenden kam, und ihre Aufklärung auf eine starke Besetzung der Stadt schließen ließen. Sie wollten daher den Beschuss der Stadt noch die ganze Nacht über verstärkt fortsetzen, um Winnenden dann gegen morgen zu stürmen. Nun ließ die Befehlsstelle das Feuer einstellen. Man gab mir einen Spähtrupp von zehn Mann mit, den ich in die Stadt führen sollte, damit er die Brückensprengung verhindere. Wir kamen zur Brücke in der Mühltorstrasse. Sie war noch unversehrt. Das Sprengkommando hatte die Stadt ebenfalls verlassen. Auch die Brücke in der Backnanger Strasse war unbeschädigt, aber geladen. Die Amerikaner räumten die Sprengbomben weg und entließen mich. Meine Aufgabe war gelöst.“

Flucht der großspurigen Helden

Pfarrer Brandt resümiert: „Unser Gang nach Hertmannsweiler in der Nacht vom 20. auf den 21. April 1945 wurde schnell bekannt. Ich durfte feststellen, dass alle Bürger von Winnenden ohne Ausnahme für diesen Dienst sehr dankbar waren. Von der zuvor groß angekündigten Rache des ‚Wehrwolf‘, der die Verräter strafen sollte, die es wagen sollten, eine Stadt dem Feind zu übergeben, war hier nichts zu bemerken. Die ganze Empörung der Bevölkerung richtete sich gegen die, die zuvor zu einem Widerstand bis zum Letzten aufgerufen hatten und noch alle Männer zwingen wollten, die Stadt mit dem Volkssturm zu verlassen, die dann aber selbst rechtzeitig ihr Heil in der Flucht suchten und ihr kostbares Leben in Sicherheit brachten, während sie die Stadt und die Zivilbevölkerung ihrem Schicksal überließen.“

Das gute Ende formulierte Brandt so „Ich selbst musste mich am 22. April mit allen sich noch in Winnenden aufhaltenden, noch nicht entlassenen deutschen Soldaten bei den Amerikanern melden, wurde aber von ihnen nach 27stündiger

Gefangenschaft entlassen und konnte nach Hause zurück kehren, um nach über fünfjährigem Heeresdienst mein pfarrerliches Amt wieder aufzunehmen.“

Die Toten von 2009

Kein gutes Ende, so weiß man, nahm in Winnenden 64 Jahre später die unerklärliche Untat eines Siebzehnjährigen: Fünfzehn zumeist junge Menschen und er selbst kamen dabei zu Tode.

Es ist Mittwoch, der 11. März 2009. Gegen 9.30 Uhr sucht der 17jährige Tim Kretschmer mit einer Pistole aus der Waffensammlung seines Vaters mit insgesamt 15 Sportwaffen seine ehemalige Albertville-Realschule auf. Dort eröffnet er in drei Schulräumen das Feuer auf Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer. Drei Lehrerinnen, acht Schülerinnen und ein Schüler der Realschule kommen dabei zu Tode, mehrere werden zum Teil schwer verletzt. Auf der sich bis gegen 13 Uhr hin ziehenden Flucht vor der Polizei erschießt der Täter drei weitere Personen und schließlich sich selbst.



Im sommerlichen Grün liegt die Albertville-Realschule
Foto: Dr. Friedrich Löblein

Erst am 23. März 2009 wurde in einem anderen Schulgebäude der Unterricht an der Albertville-Realschule nach psychologischer Begleitung der Traumatisierten wieder aufgenommen.

Vom Vater einer der getöteten Schülerinnen wurde noch im März 2009 das „Aktionsbündnis Amoklauf Winnenden“ initiiert mit den Zielen Gewaltprävention, Begleitung des Medienkonsums Jugendlicher durch Eltern und Erziehende sowie der Einschränkung von Killerspielen.

In der Folge wurde der Vater des Todesschützen, der seine Schusswaffen nicht, wie gefordert, weggeschlossen hatte, infolge Unzuverlässigkeit wegen fahrlässiger Tötung zu Gefängnis auf Bewährung verurteilt. Umfangreiche Diskussionen zur Einschränkung von Waffenbesitz und Schusswaffengebrauch, zu schützender Medienpädagogik, zur Reduzierung Gewalt verherrlichender medialer Darstellungen und zu Krisen-Notfallplänen in Schulen wurden inzwischen geführt.

Danach wird es wunderschön Von der Dankbarkeit langlebiger Paare

von Kim S. Rosta, Haiger, und Kurt Witterstätter, Speyer

Das lange Leben und die glücklicherweise bei uns schon über 60 Jahre zurück liegende Kriegszeit bringen es mit sich, dass immer mehr Ehepaare nicht nur ihre goldene, sondern sogar die diamantene und eiserne Hochzeit (60 und 65 Ehejahre) feiern können. 60 oder gar 65 Ehejahre und immer noch beieinander; und das nicht nur in der englischen Königsfamilie mit Königin Elisabeth II. und Prinz Philipp mit ihren vielen dienstbaren Geistern: Wie das wohl klappen kann? Beim Pontifikalamt des Bistums Speyer im Speyerer Dom „Liebe miteinander leben“ für langjährige Ehepaare habe ich die Gelegenheit, mit einigen solcher gesegneten Ehepaare zu sprechen. Und auch sonst erzählen Hochaltrige gern von ihren glücklichen Ehejahren.



Goldene, diamantene und eiserne Hochzeitspaare beim Pontifikalamt zur Ehre der Ehejubiläen „Liebe miteinander leben“ im Dom zu Speyer
Foto: Kurt Witterstätter

- 50 Jahre – goldene Hochzeit
- 60 Jahre – diamantene Hochzeit
- 65 Jahre – eiserne Hochzeit
- 70 Jahre – Gnadenhochzeit

Baustoff für den Westwall

Da ist Herr Eugen K. aus einer südpfälzischen Gemeinde. Eigentlich ist er ein „Schwob“ und kein Pfälzer. Denn er stammt aus dem Kreis Schwäbisch-Hall. Nach seinen acht Jahren Volksschule wurde der Bauernsohn Knecht bei einem anderen Bauern bei kargem Lohn. Von dem sparte er sich jeden Groschen ab und machte mit dem Ersparten den Lkw-Führerschein. Den konnte er damals 1933 erst mit 21 Jahren erhalten. Dennoch bestimmt das sein weiteres Leben. Nach Bauholz-Transporten im Württembergischen wurde er mitsamt seinem Lastwagen 1938 in die Pfalz abkommandiert, um Baustoffe für den Westwall zu transportieren. Im Dorf unweit der elsässischen Grenze wurde er einquartiert. Durch einen Kumpel lernte er die von dort stammende Auguste G. kennen. „Es war Liebe auf den ersten Blick“, bekennt er noch heute. 1942 heiratete er seine Gaste als 30jähriger. Beide haben drei Kinder. Die Zeit war nicht leicht.

Mit dem Holzvergaser

Im Fuhrhandwerk waren damals wegen des Benzinmangels die Holzvergaser üblich. Auch Eugen K. fuhr zeitweise solche. Ich erfahre: „An die Autos wurden gusseiserne, zylinderförmige Öfen angebracht. Darin wurden kleine Holzstücke verbrannt. Das dabei entstandene Holzgas wurde in einen ovalen Absitzbehälter vor der vorderen Stoss-Stange geleitet, über verschlungene Leitungen gekühlt und in einem Nachreiniger nochmals filtriert. Danach verwandelte es sich mit Luft zu einem Gasgemisch, das bei seiner Entzündung in den Zylindern die nötige Schubkraft brachte.“ Gab es da nicht Probleme?, frage ich. „Und ob“, höre ich. „Man musste immer den Holzteer rechtzeitig ablaufen lassen, sonst verstopfte sich alles und der Motor ging aus. Und dann musste man aufpassen, dass man genug Holz dabei hatte“.

Eugen K. überstand mit seiner Frau und den drei 1946, 1947 und 1951 geborenen Kindern die Mangelzeit gut. Mit Hilfe des Schwiegervaters wurde sogar ein eigenes Haus errichtet. Und als Fahrer eines Betonwerkes erzielte die Familie einen gewissen Wohlstand und konnte auch privat einen schönen roten Mercedes fahren – natürlich mit Benzinmotor und nicht mehr mit Holzvergaser. Die diamantene Hochzeit konnten Eugen und Guste K. im Jahre 2002 noch feiern, ehe die Ehefrau nach 60jähriger Ehe noch im gleichen Jahr verstarb. Dennoch rappelte sich der Witwer Eugen K. nach diesem Verlust wieder hoch und lebt inzwischen betreut von seiner Tochter Marianne W. und wohlmeinenden Helferinnen als 100jähriger in seinem nach dem Krieg erbauten Haus.

Beinahe Gnadenhochzeit

Sogar fast 70 Jahre verheiratet war die inzwischen ebenfalls 100jährige Hedwig G. gewesen. Denn sie und ihr Fritz heirateten 1931. Da war Hedwig G. gerade mal 18 Jahre und brauchte noch die vormundschaftsrechtlich gültige elterliche Einwilligung. Ihren Ehemann Fritz hatte

Hedwig auf der Zugfahrt zum Gymnasium noch als Schülerin kennen gelernt. Ihr Mann wurde Bauleiter bei einem großen Baukonzern. So kam das Ehepaar in seinen jungen und mittleren Jahren viel in der Welt herum. Dabei wurden aber auch die drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne, groß gezogen.



Hedwig G. nach dem Dank-Gottesdienst anlässlich ihres 100. Geburtstags vor der Dreifaltigkeitskirche Speyer. Beinahe hätte sie die Gnadenhochzeit gefeiert.
Foto: Kurt Witterstätter

Beinahe hätte das Paar 2001 die Gnadenhochzeit gefeiert und gerne hätte Hedwig G. noch länger die harmonische Ehe mit ihrem Mann weiter geführt. Aber seine Gesundheit spielte nicht mehr mit. Heute lebt sie in einem Wohnstift. Dort wird sie des öfteren außer von ihren Kindern auch von sieben Enkeln und sieben Urenkeln besucht.

Frühe Scheidung

Im gleichen Altenzentrum komme ich nach der Begegnung mit Hedwig G. auch mit Hannelore V. ins Gespräch. Auch sie hat ein nicht untypisches Schicksal der heute alten Generation. Sie stammt nämlich aus Baltzershausen bei Wartenburg im Kreis Allenstein/Ostprien. Als sie 18 Jahre alt war, musste sie mit Mutter und fünf Geschwistern zwischen sechs und vierzehn Jahren am 21. Januar 1945 flüchten. Züge fuhren nur unregelmäßig. „Wir sind gelaufen und haben geschlafen“, sagt sie mir: „Gelaufen, gelaufen, gelaufen – so weit die Füße tragen“. Von Pillau gelangten sie mit einem Schiff nach Dänemark in ein Internierungslager. Danach mussten sie nach Schleswig-Holstein. Die Mutter hatte eine Schwester in einer vorderpfälzischen Gemeinde. Durch deren Bestätigung der Aufnahme der Schwester mit den Nichten und Neffen konnte die aus Ostpreußen geflüchtete Familie 1946 in die französische Zone gelangen. Wie ein Wunder kam auch der Vater aus der Gefangenschaft zurück, so dass sich die ganze achtköpfige Familie wieder beieinander befand. Der Vater starb bereits 1960.

Hannelore V. heiratete 1958 ihren aus der neuen Heimat stammenden Ehemann und hatte mit ihm zwei Kinder. Doch die Ehe scheiterte nach einigen Jahren an den landsmannschaftlichen Verschiedenheiten. Hannelore V. hielt sich mit hauswirtschaftlichen und landwirtschaftlichen Arbeiten über Wasser. Ihre kleine Rente wird zur Begleichung der Heimkosten eingezogen, die Restkosten bezahlt das Sozialamt. Vom gewährten Barbetrag in Höhe von 90 Euro monatlich macht Hannelore V. noch Geschenke: „Zehn oder zwanzig Euro zu den Geburtstagen der Enkel sind noch immer drin“, rechnet sie mir vor. Ein besonderer Höhepunkt war vor einigen Jahren ihre Reise in ihr Kindheits-Haus nach Polen. Die jetzigen, polnischen Bewohner des Elternhauses empfangen die Besucherinnen aus dem Westen sehr herzlich. „Wir wurden gut aufgenommen: Es gab Kaffee, Kuchen und Schnaps“.

Den anderen leben lassen

Nicht immer scheiterten Ehen zwischen Flüchtlingen und Einheimischen wegen landsmannschaftlicher Verschiedenheiten. Mir fällt eine Notiz von der Goldenen Hochzeit von Heinz und Anneliese P. in die Hände. Als 20jährige hat es die gelernte technische Zeichnerin Anneliese aus dem württembergischen Oberjesingen auf den ein Jahr älteren Heinz P. beim Faschingstanz abgesehen. Bei Damenwahl fordert sie den ihr äußerlich imponierenden jungen Mann auf, der aber als Nichttänzer auf dem Tanzboden keine gute Figur macht. Das stört aber Anneliese nicht. Hauptsache, ihr Heinz ist um sie herum. Bei einer weiteren Tanzveranstaltung wieder das gleiche Spiel: Heinz hat am Tanz wenig, aber an Anneliese schon mehr Vergnügen.

Nach und nach erfährt Anneliese von der harten Kindheit und Jugend ihres Schwarms. Heinz verlor seine Mutter bei der Flucht aus Ostpreußen, die die geschwächte Frau nicht durchhielt und darüber starb. So durchlitt Heinz zwischen seinem sechsten und achtzehnten Lebensjahr nur Heimbetreuungen mit harter Arbeit, kargem Essen und entwürdigend-strenger Aufsicht. Die harte Schule mag dazu beigetragen haben, dass Heinz seine Installateurs-Ausbildung außerordentlich erfolgreich durchläuft und bei Daimler-Benz eine Anstellung findet. 1961 heirateten Heinz und Anneliese. Durch ihre beiden Töchter sind sie nun Großeltern von drei Enkeln. „Wir freuen uns an jedem neuen Tag, genießen das Leben und machen so viel wie möglich miteinander“, sagen sie nach ihrer Goldenen Hochzeit. Ihr Rezept, das sie anderen Paaren vorschlagen, lautet: Toleranz, Humor, und den Partner leben lassen, wie er ist.

Stetiger Lebenslauf

Einen stetigen Lebenslauf haben auch die 90- und 91 jährigen Liesel und Willi P. aus einer vorderpfälzischen Kleinstadt erlebt, die ich beim Pontifikalamt „Liebe miteinander leben“ mit Tochter Gertrud P. im Speyerer Dom treffe.

Liesel und Willi P. stammen alle beide aus der Vorderpfalz. Sie lernten sich beim Volkstanz kennen, heirateten 1947 in nicht leichter Zeit. Willi hatte Modell-Bauer gelernt. Den Beruf konnte er auf Dauer wegen seiner beim Afrika-feldzug erlittenen Malaria nicht ausüben. Er wechselte in einen Verwaltungsberuf. Vier Kinder hat das Paar, das jetzt bei der Jubilarmesse in Speyer seine eiserne Hochzeit begehen konnte. Wie die beiden mit Widrigkeiten, die das Leben ja auch einmal mit sich bringe, fertig würden, will ich wissen. „Meine Eltern sind gläubig, arbeit-sam und stets zuversichtlich“, sagt die Tochter. „Damit haben sie sich alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt“. Gemeinsames Essen der liebevoll zubereiteten Mahlzeiten mit Lebens-mitteln aus dem Garten-Eigenanbau (mit Tisch-gebet) gehören genauso zum Alltag wie das abendliche Musizieren. „Und die Angst vor dem Lebensende?“, werfe ich ein und höre (teils in Pfälzer Dialekt): „Es muss wunderschön im Himmel sein. Wir beten aber: ‚Lieber Gott, wir sin' bereit, awwer bloß net heit, loss uns noch e bisschen Zeit'“.

Essen lange warm halten

Ohne dauerhaften Gesundheitsschaden machte der inzwischen 95jährige, aus Lahr gebürtige Wilhelm E. den Afrikafeldzug in Tunesien mit. Auch die zuerst englische und dann amerikani-sche Kriegsgefangenschaft zog keine schweren Krankheiten nach sich. Zuerst war der alte Herr aus dem Badischen, den ich in einer Rehabilita-tionseinrichtung kennen lerne, 1940 beim Vor-marsch nach Frankreich eingesetzt, danach diente er in Görings Wachbataillon in der Schorf-heide. Wilhelm E. hat noch das Kaiserreich er-lebt, denn er wurde 1917 als Sohn eines badi-schen Polizeibeamten, „der Gendarmerie“, wie er präzisiert, geboren. Er verbrachte Kindheit und Jugend in der Weimarer Zeit. Die größte Zeit des Dritten Reichs war er Soldat. Das Berufs- und Familienleben von Wilhelm E. fiel in die Zeit der Bundesrepublik.

Er wurde Industriekaufmann in einem großen Lebensmittelunternehmen in der Kurpfalz und

heiratete 1950 seine drei Jahre jüngere Ehefrau, mit der er nach über 62jähriger Ehe zufrieden lebt. Die Gattin von Wilhelm E. stammt aus Tutt-lingen. Kennen gelernt haben sich die beiden im Lebensmittelgeschäft eines Verwandten in Lahr. Drei Kinder und vier Enkel hat das Paar, das auf ein arbeitsreiches Leben zurück blickt.

Wilhelm E. erinnert sich noch der Zeit, als durch-wegs samstags gearbeitet wurde. „Da habe ich die Geschäftsvorfälle aus meiner Außendienst-tätigkeit aus der zurück liegenden Woche sams-tags in der Firma abgearbeitet, da wurde es mit-unter zwei, drei Uhr nachmittags“. – „Und ich musste das Essen warm halten“, ergänzt seine Frau.

Die Zeit fand Wilhelm E. aber noch sehr geruh-sam: Ohne Auto, ohne Fernsehen, ohne Compu-ter. Und es gab noch die kleinen Läden mit den persönlichen Beziehungen zwischen Händler und Kunden. „Das ist mit den heutigen Ver-triebsformen leider alles vorbei“, resümiert Wilhelm E. im Gespräch.

Den Weg mit Gott gehen

Mancher Enkel fragt sich heute in einer Zeit mit Scheidungsraten von 30 Prozent: Wie haben es meine Großeltern geschafft, fünfzig und mehr Jahre harmonisch zusammen zu halten? So lese ich im mit dem ESW erarbeiteten Internet-Portal „erfahrungsreich.de“ des Evangeliumsrundfunks ERF von Enkelin Kim R. über ihre Großeltern Emmi und Bernhard W.: „Es war uns von Anfang an wichtig, dass wir den Weg mit Gott gehen, erklärt mir meine Oma, als sie Revue passieren lässt, wie alles begann. Es war ein verschneiter Sonntagabend im Jahr 1949 nach einer Evange-lisation, als sie sich zum ersten Mal trafen. Ein kurzer fester Händedruck und ein tiefer Blick in die Augen war alles. Wir konnten ja nichts sa-gen, die Eltern waren dabei, erklärt sie weiter. Dann verloren wir uns aus den Augen. Doch sie sahen sich wieder. Zwei Monate später in der Stadt, beide in Eile. Doch die Chance wollten sie nicht ungenutzt lassen. Schnell klärten sie das

Wichtigste. Dann stand uns nichts mehr im Wege, erinnert sich Oma“.

„Ich kenne aber auch viele Christen, die sich scheiden ließen. Was ist es also noch, das eine Ehe gelingen lässt, möchte ich wissen. Nach dem Krieg hatten wir nicht viel. Das war eine harte Zeit, vor allem mit vier Kindern, erklärt Oma. Die Familie war mittlerweile gewachsen und alle Kinder zu ernähren war eine tägliche Herausforderung. Sieben Jahre lang hatte mein Opa zwei Jobs. Und dennoch mussten sie jeden Pfennig zweimal umdrehen.“

Der Internet-Bericht fährt fort: „Auch gab es keinen Streit bei der Erziehung. In den wichtigsten Erziehungsfragen war man sich einig. Auch Krankheit und der Tod des ältesten Sohnes konnten sie nicht trennen. Im Gegenteil: Es schweißte sie mehr und mehr zusammen. Durch Gebete haben wir viele Erfahrungen mit dem Herrn gemacht. Gemeinsam haben wir das alles geschafft. Die beiden lächeln sich an. Und Oma erklärt mir danach, dass sie immer noch reichlich Komplimente bekommt: Er sagt oft zu mir: Du bist immer noch so schön für mich.“

„Ich frage weiter: Was ist es, das eine Ehe auf Dauer zusammenhält? Es sind drei Dinge, die mir meine Großeltern benennen: Das Wichtigste ist, dass man alles, was man plant, zusammen durchspricht und dann für die Entscheidung betet, erklärt mein Opa, „und wenn man sich nicht sicher ist, einfach eine Nacht drüber schläft. Dann sieht man manches von einer ganz anderen Seite.“ - „Zum anderen sollte man immer ehrlich zueinander sein fährt Oma fort. „Wenn einem etwas nicht gefällt, muss man es dem Partner sagen. Aber in Liebe. Und wenn mal ein bisschen Zwiespalt gewesen ist, dann muss man das bekennen. Vor dem Schlafengehen!, fügt Opa energisch hinzu. Und man muss bereit sein, sich zu vergeben. Wenn man etwas falsch gemacht hat, soll man das auch vor Gott bekennen. Dann vergibt man sich und betet dafür. Danach ist das Verhältnis dann umso schöner, folgert meine Oma und lächelt ihren Ehemann an.“

Horizont Sehnsucht Der helle Lebensabend

von Dr. Friedrich Löblein, Pleidelsheim

„Um den Abend wird es Licht sein“: So ist es im Buch des Propheten Sacharja zu lesen. „Dann wird es einen Tag lang - er ist dem Herrn bekannt - weder Tag noch Nacht werden, sondern am Abend wird Licht sein“. Dies wünsche ich mir und ich wünsche es allen andern auch von Herzen, einen lichten Abend, einen hellen Lebensabend zu erleben. Wenn es denn so ist. Wenn denn nicht düstere Krankheitswolken und Leidenerfahrungen das Abendlicht überschatten oder gar verdunkeln. Tröstung ist dann angesagt: Vertröstung auf ein „anderes Leben“, auf ein „Leben nach dem Leben“. Das auch. Natürlich tue ich mir schwerer, von der Ewigkeit zu reden als von der Diesseitigkeit. Hier-Sein ist schwer genug. Das Dort-Sein ist wohl „leichter“, aber komplizierter zu verstehen und rational zu durchdenken.



Diesseits und Jenseits verschmelzen bei langen Betrachtungen am Meer. Foto: Friedrich Löblein

Man braucht entweder dogmatische Behauptungen, die, wie aus dem Glaubensbekenntnis, sich auswendig lernen lassen und dadurch allmählich (und ich meine damit eher eine Frist von Jahrzehnten) in tiefere Schichten unseres Denkens eindringen: „Ich glaube an die Aufer-

stehung der Toten und ein ewiges Leben“. Oder wir brauchen Bilder: Das Bild vom ewigen Licht, von der ewigen Ruhe, vom Paradies Gottes, von der himmlischen Stadt Jerusalem. Oder wir brauchen Menschen, die diese Ewigkeit Gottes verkörpern, Dietrich Bonhoeffer, Papst Johannes Paul II., vielleicht auch unsere Großmutter und unseren Großvater.

Viele Menschen in allen Religionen und auch in nicht religiöser Prägung sprechen in sehr unterschiedlichen Bildern, Vorstellungen, Wünschen, Hoffnungen und Überzeugungen von dem, was „nach“ unserem Sterben, was „jenseits“, was „drüben“ sei: Liebe Menschen wieder sehen, im Licht sein, im Garten des Paradieses leben, Lebensbilanz vor der höchsten Instanz darlegen und auf Gnade hoffen, wieder mit der Natur eins werden und in absoluter Stille sein (daher im ruhigen Wald begraben sein), die „Seele“ sich in Leichtigkeit erheben, ewigen Frieden erfahren, auferweckt werden und auferstehen in eine „andere Welt“. Dort sein, wo aller Schmerz und alles Leid überwunden ist. Sehnsucht drückt sich bei allem aus; nicht „Endstation Sehnsucht“: Im Roman von Tennessee Williams (und im gleichnamigen Film von Elia Kazan von 1951) endet diese Sehnsucht in einer Katastrophe. Sondern erfüllbare Sehnsucht.

Ich mag das Bild vom Horizont; das ist nicht statisch, starr. Der Horizont ist eine Grenze für unsere Wahrnehmung. Auf dem Meer (ich fuhr vor einiger Zeit auf einer Fähre 30 Stunden lang von Helsinki nach Lübeck über die Ostsee) verfließt im wahrsten Sinne des Wortes jene ferne Grenze zwischen Meer und Himmel, Himmel und Erde. Der Horizont lässt sich verschieben, wenn wir wandern oder mit dem Auto durch eine weite, offene Landschaft fahren oder eben mit dem Schiff auf dem Meer sind. Der Horizont lässt sich nie einholen. Er bleibt immer vor uns, nicht zu fassen, weit „vorne“ oder wo auch immer.

Mit solchen oder ähnlichen Bildern und Gedanken nähere ich mich selber der Grenze des Todes, genauer des Sterbens: So bitter diese Grenze auch ist. Mascha Kaléko formulierte es bereits in früheren Lebensjahren, halb tröstlich halb verzweifelt, folgendermaßen:

Wenn andere sterben...

Vor meinem eigenen Tod ist mir nicht bang, nur vor dem Tode derer, die mir nah sind. Wie soll ich leben, wenn sie nicht mehr da sind? ...

Bedenkt: Den eignen Tod, den stirbt man nur; doch mit dem Tod der andern muss man leben.

Mascha Kaléko

Bittere Erfahrung und eigener Trost! Und wenn ich noch ein wenig weiter denken will, vielleicht ein wenig tiefer glauben, ein wenig unverhoffter hoffen, dann buchstabiere ich angesichts der großen Unbekannten und der unbekanntem Größe von Ewigkeit: Der Horizont ist eine Grenze. Der Horizont ist keine Grenze – danach geht es weiter.

Ich kann als Christ wohl doch nicht anders, als mich auf die jüdischen und christlichen Hoffnungs-Bilder und Ewigkeits-Zusagen zu beziehen. Und kann mich dabei ganz auf die Zusagen Jesu verlassen; zum Beispiel: „Ich lebe und ihr sollt auch leben“. Oder ich sage einfach nach, was Jesus sagte: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ oder „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen; ich gehe hin, um Euch diese Stätte zu bereiten“.

Schöne Seiten des Internets für Senioren BAGSO und Google prämiieren Online-Nutzer

Mittlerweile sind 77 Prozent der 50- bis 59-Jährigen und 39 Prozent der über 60-Jährigen Online. Doch wie und wofür nutzen ältere Menschen das Internet, was interessiert sie besonders und wie wichtig ist ihnen die Sicherheit im Netz? Diese Fragen diskutierten Vertreter der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisatio-

nen BAGSO, die Organisation „Deutschland sicher im Netz“ DsiN und Google Deutschland sowie Experten aus Politik, Bildung und Kultur gemeinsam mit Senioren am Internationalen Internettag im Berliner Google-Büro. Diskutanten waren unter anderem Martin Schallbruch, IT-Beauftragter des Bundesministeriums des Innern und IT-Direktor des Bundesministeriums des Innern, Prof. Dr. Caja Thimm, Institut für Sprach-, Medien- und Musikwissenschaft an der Universität Bonn sowie MdB Tabea Rößner.

Die Diskussion war Bestandteil der Abschlussveranstaltung des Wettbewerbs „Wir zeigen es Euch: Die schönen Seiten des Internets“. Eine Jury kürte die Gewinner des Wettbewerbs und verlieh die Preise in drei Kategorien. Der Erfahrungsbericht der Gewinnerinnen des ersten Platzes in der Kategorie „Erfahrungsbericht“ beeindruckte die Jury; sie urteilte: „Der Beitrag ist authentisch, überzeugend und begeistert“. In der Kategorie „Website/Blog“ gewann ein aktueller und gut gepflegter Blog zum Thema Internet: „Eine sehr schöne Idee, die mit viel Aufwand umgesetzt wird. Dem Onliner werden hier nützliche Tipps zum Umgang mit dem Internet gezeigt“, so die Jury. Der Gewinner-Film in der entsprechenden Kategorie gibt Hilfestellungen für den Umgang mit dem Netz und lässt Themen der Internetsicherheit nicht außer Acht. Ein Sonderpreis geht an einen Beitrag, der das soziale und technische Potenzial des Netzes darstellt. Dass das Internet bereits eine zentrale Rolle im Leben älterer Menschen spielt, zeigen auch die im Rahmen der Abschlussveranstaltung vorgestellten Ergebnisse einer aktuellen Umfrage von BAGSO, DsiN und Google Deutschland. So nutzen Frauen zu 48 Prozent und Männer über 50 Jahre zu 67,5 Prozent mehrmals täglich das Internet, auch als Ratgeber. Bei der Suche nach Hilfe steht es bei den Männern (mit 11,3 Prozent) an zweiter Stelle nach Freunden und Bekannten (die zu 18,8 Prozent helfen) und noch vor der Familie (Hilfe zu 8,9 Prozent). Bei Frauen rangiert das Internet an dritter Stelle (mit 13,2 Prozent) nach Familie (zu 27,6 Prozent) und Freunden (mit 23,6 Prozent).

Mit der Veranstaltung startete die BAGSO-Internet-Woche mit den Partnern Deutsche Telekom und Google Deutschland. Vielfältige Angebote fanden bundesweit und regional statt. Zudem wurden im Internet Tipps und Checklisten, Datenbanken und Suchmaschinen vorgestellt. Die Themen waren

- Einstieg ins Internet und sicherer Umgang
- Partizipation und ehrenamtliches Engagement
- Soziale Netzwerke und Datenschutz
- Mobilität und E-Book
- Einkaufen und Fotografie
- Pflegeberatung und Heimverzeichnis sowie
- Demenzerkrankungen.

Die BAGSO rief die Medien dazu auf, in der Internet-Woche möglichst viele ältere Menschen, die das Internet kompetent und sinnvoll nutzen, selbst zu Wort kommen zu lassen. Eine aktuelle Liste aller Angebote sowie weitere Informationen finden sich unter www.bagso.de. Für Fragen im Einzelnen kann man sich wenden an: BAGSO Service Gesellschaft, Stefanie Chowaniec, Tel. 0228 55525553, Mail chowaniec@bagso-service.de

NICHT DER, DIE, DAS

Wir lassen uns nicht
unterkriegen,
einschüchtern,
mundtot machen.

Wenn es um die Botschaft geht:
Jesus Christus hat das Sagen.
Er ist Gott.
Er lebt!

Und nicht:
der Tod,
die Angst,
das Geld.

REINHARD ELLSEL zum Monatsspruch für Juli
2013: Fürchte dich nicht! Rede nur, schweige
nicht. Denn ich bin mit dir. Apostelgeschichte
18,9.10

Auf Gott ansprechen ESF tagt in Kassel zur spirituellen Begleitung

Den spirituellen und geistlichen Aspekten der Begleitung der zweiten Lebenshälfte widmet sich das Evangelische Seniorenforum ESF im Evangelischen Seniorenwerk ESW bei seiner Multiplikatoren-Tagung am Mittwoch, 31. Juli 2013, von 10.00 bis 17.00 Uhr in den Räumen der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Kassel-Mönchebergstraße in der Mönchebergstraße 10, 34125 Kassel (Zufahrt Straßenbahn Linien 3 und 7 bis Haltestelle Katzensprung). Im Hauptbeitrag fragt Dr. Christoph Morgner, Garbsen: „Wie wecke ich bei älteren Menschen Interesse an geistlichen Inhalten?“ Die Workshops der ESF-Tagung zu Demenz, Besuchsdiensten, besonderen Lebensproblemen und Generationsaustausch leiten Pastorin Claudia Hink, Hamburg, Schulamtsdirektor Erich Kimm, Schauenburg, und die ESW-Vorstände Liesel Pohl, Hamburg, und Fritz Schroth, Bischofsheim. Eine Bildmeditation gestaltet Rechtsanwältin Christa Joedt, Kassel. Der Tagungsbeitrag liegt bei 23,- Euro zuzüglich rund 5,- Euro für den Mittagsimbiss. Anmeldungen erfolgen über Evemarie Stephan-Ambacher, Hilgershäuser Weg 33a, 34212 Melsungen.

Lebens-Zeugen ESW-Mitglieder diskutieren neue Ziele

Die Erweiterung der Zielsetzungen des Evangelischen Seniorenwerks ESW in Richtung einer Diakonie mit und für Menschen in der zweiten Lebenshälfte soll bei der ESW-Mitgliederversammlung neben den Regularien am Dienstag, 15. Oktober 2013, 11.00 bis 16.00 Uhr, in Kassel diskutiert werden. Der Tagungsort wird noch festgelegt. Gedacht ist bei der Erweiterung der

ESW-Zielsetzung unter anderem an Dienstleistungen in der Beratung pflegender Angehöriger, in der Bewältigung von Lebensaufgaben und im Austauschen von Lebenszeugnissen im werkstattlichen Miteinander von Mitgliedern und Gästen. Die Anmeldungen können zu gegebener Zeit erfolgen an die ESW-Geschäftsstelle im Diakonischen Werk Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz DW-BBO, Paulsenstraße 55, 12163 Berlin (Postfach 332014, 14180 Berlin).

Vereinte Kraft mit draußen Gebliebenen Diakonie Deutschland und Brot für die Welt bündeln Kräfte in Berlin

Im Zentrum von Berlin nahmen Ende vergangenen Jahres „Brot für die Welt“ und „Diakonie Deutschland“ ihre Arbeit im neuen Gebäude auf. Rund 640 Mitarbeitende zogen in das Bürohaus in der Caroline-Michaelis-Straße Ecke Invalidenstraße ein. Etwa 550 von diesen Mitarbeitenden kamen so neu in die Bundeshauptstadt, sie sind aus Bonn oder Stuttgart an die Spree gezogen.

„Von unserem Standort aus sind die Wege zum Bundestag und zu den Ministerien kurz und der Bahnhof nah. Darüber freuen sich vor allem unsere Partnerorganisationen aus dem Süden, die mit ihren Lobby-Anliegen nach Berlin kommen. Und darüber freuen wir uns, ebenso wie über die Nähe zu vielen anderen Organisationen, wissenschaftlichen Einrichtungen und Netzwerken, mit denen wir uns eng austauschen möchten“, so Cornelia Füllkrug-Weitzel, Präsidentin Brot für die Welt, beim ersten Presse-Rundgang durch das neue Haus.

Leider ist das seit zwanzig Jahren der Diakonie Deutschland als Fachverband zugehörige

Evangelische Seniorenwerk ESW hierbei nicht dort mit beheimatet, da sich die Diakonie nicht im Stande sah, das ESW auch in ihrem neuen Haus zu beherbergen, wie das bislang in Stuttgart der Fall gewesen war. Das ESW ist also bei der neuen Kräftebündelung büroräumlich außen vor geblieben.

„Wir freuen uns, nach intensiver Vorbereitung wie geplant die Arbeit aufzunehmen“, ergänzte Johannes Stockmeier, Präsident Diakonie Deutschland, bei den ersten Presse-Kontakten. „Diakonie Deutschland und Brot für die Welt werden von hier aus ein deutliches Zeichen der Unterstützung für die Armen und Hilfsbedürftigen in Deutschland und aller Welt senden“, so teilte Stockmeier weiter mit.

Johannes Stockmeier verwies auch auf die moderne Umwelttechnik im neuen Haus. Das neue Gebäude verfüge über eine Betonkern-Aktivierung als Heizung, zudem kämen Wärmetauscher und eine Photo-Voltaik-Anlage zum Einsatz. „Wir werden die von uns geforderten Ansprüche an Nachhaltigkeit und Umweltverträglichkeit leben“, so Stockmeier. Auch den Weg zur Arbeit planten die meisten Mitarbeitenden bereits sehr umweltfreundlich: „Wir sind sehr gut an das Berliner Nahverkehrsnetz angebunden und haben in unserer Garage sehr wenig Platz für Autos, aber viel für Fahrräder“, so Cornelia Füllkrug-Weitzel.

„Mit dem Arbeitsbeginn in der Hauptstadt ist die 2008 beschlossene Fusion von Diakonischem Werk der EKD mit Brot für die Welt und dem Evangelischen Entwicklungsdienst vollzogen“, so Füllkrug-Weitzel. In den ersten beiden Wochen nach der Vereinigung der Titeldienste wurden die Arbeitsplätze von den bisherigen Standorten Stuttgart, Bonn und Berlin-Dahlem verlegt. Seien alle Mitarbeitenden angekommen, gelte es, zu einem gemeinsamen Werk zusammenzuwachsen.

„Diakonie Deutschland und Brot für die Welt sind nun unter dem Dach des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung EWDE vereint.

Jetzt gilt es, diese neue Einheit auch zu leben“, so äußerte sich Füllkrug-Weitzel. Johannes Stockmeier ergänzte: „Darüber hinaus wollen wir mehr politische Präsenz zeigen und deutlich machen, dass das neue Evangelische Werk für Diakonie und Entwicklung EWDE mit seinen beiden Teilwerken Diakonie Deutschland - Evangelischer Bundesverband - und Brot für die Welt - Evangelischer Entwicklungsdienst - nicht nur räumlich in der Mitte Berlins angekommen ist“.

ESW in eigener Verantwortung

Inzwischen hat auch ESW-Vorsitzender Elimar Brandt Anfang diesen Jahres seinen Antrittsbesuch bei Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier und Vorstandsmitglied Maria Loheide gemacht. Stockmeier drückte dabei großen Respekt für die Arbeit des ESW aus und sprach sich anerkennend zu den Diensten des ESW aus. Er gab seiner Hoffnung Ausdruck, dass das ESW seine Aktivitäten weiterhin eigenverantwortlich aufrecht erhalten möge.



Bei der Weihe in Berlin: EKD-Ratsvorsitzender Präses Nikolaus Schneider (links) und Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier
Foto: EWDE

» Beweise für meinen Glauben habe ich nicht. Und doch halte ich mich daran fest: Hinter dem Segen, der hervorbringt, was ich so nötig habe, steckt der lebendige Gott.

Pfad durch die Fülle ESW-Rheinland erarbeitet Bonner Wegweiser Seniorenarbeit

Die Fülle der Angebote für Ältere in Bonner Kirchengemeinden war bisher unbekannt. Nach seinen umfangreichen Erkundungsarbeiten präsentierte das Evangelische Seniorennetzwerk Rheinland-Westfalen-Lippe ESW-RWL im Haus der Evangelischen Kirche Bonn die in Kooperation mit der Evangelischen Beratungsstelle erzielten Ergebnisse des von der Bonner Bürgerstiftung geförderten Projekts. Nach der im Herbst durchgeführten Umfrage sind in den elf Bonner Kirchengemeinden 66 Seniorengruppen aktiv, die etwa 1.240 Personen erreichen. Diese Gruppen kommen relativ häufig zusammen, da sich mehr als die Hälfte von ihnen wöchentlich oder vierzehntägig treffen. Inhaltlich steht dabei der Schwerpunkt „Geselligkeit“ im Vordergrund (24 Nennungen); aber auch „Ehrenamtliche Tätigkeiten“ (16 Nennungen) und „Bewegung“ (neun Nennungen) gefolgt von „Kultur“, „Religion“ sowie „Musik“ stehen im Zentrum der Zusammenkünfte der Mitglieder.

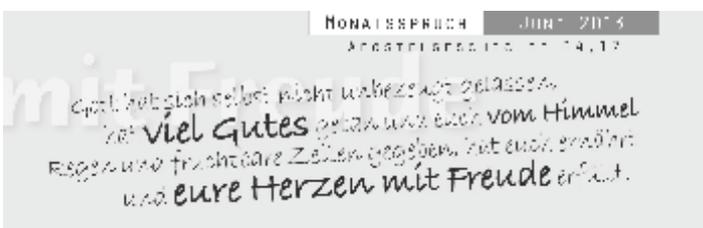
Ziel der vom ESW Rheinland durchgeführten Umfrage war es, einen Überblick über diese Fülle der Angebote sowie die Ansprechpartner in den Gemeinden zu verschaffen, damit sie von verschiedenen Interessenten noch intensiver genutzt werden können. Insbesondere sind Kontakt-/Beratungsstellen, Einrichtungen und andere dadurch nun in der Lage, auf Anfragen gezielt über passende Angebote zu informieren oder Klienten an für sie geeignete Gruppen zu vermitteln. Falls gewünscht, geben Paten in den Gemeinden dabei Hilfestellung.

Als weitere Möglichkeit können aber auch Aktive oder Gruppenleitende aus mehreren Gemeinden Kontakt miteinander aufnehmen, Erfahrungen austauschen und gemeinsame Projekte planen.

In der von Pressepfarrer Joachim Gerhardt moderierten Präsentations-Veranstaltung wurde nach dem Grußwort von Superintendent Eckart Wüster und der Vorstellung der Befunde durch das Projektteam in den Arbeitsgruppen lebhaft darüber diskutiert, welche konkreten Impulse sich daraus ergeben, wie beispielsweise:

- Möglichkeit zu gemeinsamen Vorhaben wie Erfahrungsaustausch zwischen Seniorengruppen, Durchführung von Seniorengottesdiensten, jährliches Schwerpunkt-Thema für den Kirchenkreis Bonn,
- vor Ort Verknüpfung von evangelischen, katholischen und städtischen Seniorenangeboten, regelmäßige Treffen zur Stärkung der Kooperation, Vorträge von Mitarbeitern der Evangelischen Beratungsstelle zu speziellen Seniorenthemen, aber auch zu allgemeinen Themen sowie
- Fortsetzung des Projekts „Wegweiser Seniorenarbeit“: Ausweitung der Erhebung (auch ökumenisch), außerdem ihre Dokumentation, laufende Aktualisierung und Pflege der Daten (Broschüre, Homepage), Anlegen eines Referentenpools.

In der Plenumsdiskussion, in der die Arbeitsergebnisse erläutert wurden, stellte sich schnell heraus, dass die Veranstaltung keinen Schlusspunkt unter das wegweisende Projekt setzte, sondern Anstoß zu neuen und weiterführenden Aufgaben gab. Entsprechend groß war das Interesse, die begonnenen Kontakte zu festigen und in Zukunft mehr Gemeinsamkeiten zu entwickeln. Das Evangelische Seniorennetzwerk Rheinland arbeitet daran, diese Impulse weiter voranzubringen.



Wenn Alte konkret Hilfe leisten

Anregende Tagung von ESW-Landesverband Pfalz in Kaiserslautern

Über 50 Teilnehmende konnte der Vorsitzende des ESW-Landesverbandes Pfalz, Dekan Berthold Gscheidle, beim Verbandstreffen in der Pauluskirche in Kaiserslautern begrüßen. Landesdiakoniefarrer Albrecht Bähr referierte als Hauptredner zu den konkreten Hilfsmöglichkeiten, die alte Menschen in Diakonie, Gemeinde und Gesellschaft bekommen sollten, aber auch geben können. Der Titel von Bährs Vortrag lautete „Was die Alten von uns erwarten können, was wir von den Alten lernen und was wir von den Alten haben“. Pfarrer Bähr schilderte den Erfahrungs- und Erlebnisreichtum alter Menschen sowie ihre Eigenkräfte zur Organisation ihres Alltags. Das Miteinander von Alt und Jung bereichere alle Seiten. Der Redner sah darin etwas Kostbares, das es zu wahren und zu fördern gelte.

Die Ausführungen des Referenten ergänzten die ESW-Aktiven Dr. Thomas Neuberth und Luise Friebe über ihre Aktivitäten in Altenzentren. Dr. Neuberth sprach davon, wie sich alte und jüngere Menschen im gemeinsamen Tun ergänzen können. Friebe schilderte anhand von praktischen Situationen und Praxisereignissen ihre Praxishandlungen und brachte anregende Beispiele von ihren Begegnungen mit alten Menschen im Heimbereich. Auch nannte sie für die Begleitung von Heimbewohnern hilfreiche Literatur.

Das Kronenkreuz in Gold der Diakonie erhielt im Abendmahlsgottesdienst die seit langem im ESW sehr aktive Frau Annemarie Theysohn von Diakoniefarrer Albrecht Bähr für ihre mannigfachen Aktivitäten überreicht. ESW-Verbands-

vorsitzender Gscheidle übergab ein Geschenk im Namen der Brotzeitgruppe in Absprache mit Brot für die Welt und gratulierte der Geehrten herzlich namens des gesamten ESW. Er wies darauf hin, dass sich Frau Theysohn seit fast 60 Jahren diakonisch engagiert gezeigt habe. Von allem Anfang an sei sie in vielen Aktionen, Basaren, Gemeindeveranstaltungen für die Aktion „Brot für die Welt“ aktiv gewesen, habe weiter bei Kirchentagen, landeskirchlichen Großveranstaltungen und bei der Kleinarbeit in den Gemeinden mitgewirkt. Besonders beliebt sei sie als engagierte Mitstreiterin in der Brotzeitgruppe. Bis heute wirke sie fleißig bei den Grünen Damen in der Diakonissenanstalt und im Weltladen an ihrem Wohnort in Speyer mit.



Die mit dem Kronenkreuz geehrte Annemarie Theysohn bei einem ihrer Einsätze für das ESW beim Seniorentag Hamburg

Foto: Elisabeth Heinecke

Pfälzer Regsamkeit Veranstaltungen ESW Pfalz

Kontinuierlich ist die Veranstaltungstätigkeit im ESW-Landesverband Pfalz. Dank der Zusammenarbeit mit kooperierenden Partnern ist das Programm dort sogar sehr rege. Für den gesamten ESW-Landesverband steht die Jahrestagung mit Mitgliederversammlung im Juni in Kaiserslautern an. An Buß- und Betttag folgt der Besinnungstag ebenfalls in Kaiserslautern. Außerdem wird zu Ausflugs- und Besichtigungsfahrten ins elsässische Weissenburg mit Erinnerungen an den Priester und althochdeutschen Dichter Otfried von Weissenburg sowie nach Karlsruhe zum Besuch von Schloss, Majolika-Museum und Botanischem Garten geladen.

Die ESW-Gruppe in Kaiserslautern führte Gesprächs- und Vortragsabende durch mit Pfarrer Klaus-Dieter Härtel zu „Humor in der Kirche“, mit Dekan Karl-Friedrich Weber zur „Reise mit der Transsibirischen Eisenbahn“ und mit Dieter Cassel zu „Was tun Christen, wenn sie glauben?“.

In Ludwigshafen wurde in der Evangelischen Arbeitsstelle für Bildung und Gesellschaft mit Pfarrer Siegfried Klink und mit Heinz-Dieter Philippi neben Gesundheitsfragen den Zeugnissen des aus Ludwigshafen gebürtigen Philosophen Ernst Bloch, des Malers Marc Chagall und des Rot-Kreuz-Gründers Henry Dunant nachgegangen.

Rückfragen an Berthold Gscheidle,
Mail: berthold.gscheidle@web.de
Thomas Jakubowski,
Mail: thomas-jakubowski@diakonie-pfalz.de
Heinz-Dieter Philippi,
Mail: h-d.philippi@t-online.de und
Dieter Cassel, Mail: rocasi@web.de

Biblisch orientieren und sozial engagieren Ehrenamtliche Initiativen beim ESW-Landesverband Bayern

Neu und griffig gefasst hat der Landesverband Bayern des Evangelischen Seniorenwerks ESW seine Mitgliederbeschreibung und seine Zielsetzungen. Darin steht das Folgende zu lesen.

Unsere Mitglieder sind Frauen und Männer,

- die sich der evangelischen Kirche und ihrer Diakonie verbunden fühlen,
- die sich als evangelische Christinnen und Christen mit dem Thema Älterwerden und Alter auseinander setzen wollen, unabhängig davon, wie alt sie sind,
- die im Miteinander der Generationen an der Gestaltung der Gesellschaft mitarbeiten wollen und sich als Christen dazu verpflichtet sehen,
- die sich für christliche und biblische Fragestellungen interessieren und eine Orientierung für ihren Glauben und ihr Leben suchen und
- die ethische Themen aufgreifen und bearbeiten wollen.

Unsere Ziele umschreiben wir folgendermaßen:

- Nutzen einer Kontakt- und Informationsstelle für ehrenamtlich Tätige im kirchlichen Bereich zu ermöglichen,
- Wahrnehmung der Lebenslagen, Bedürfnisse und Themen älterer Menschen,
- Impulse an kirchliche und diakonische Einrichtungen im Netzwerk zu geben und zu entsprechendem Handeln aufzufordern und
- auf der Grundlage der biblischen Botschaft Orientierung für Glauben und Leben zu vermitteln, auch angesichts der Endlichkeit des Lebens.

Weiter mit Ursula Lehr Auch Erika Neubauer im neuen BAGSO-Vorstand

Mit überwältigender Mehrheit wählten die Delegierten der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO, in der auch das ESW mitarbeitet, die Alterswissenschaftlerin und ehemalige Bundesministerin Professorin Dr. Ursula Lehr in Bonn für weitere drei Jahre zu ihrer Vorsitzenden. „Ich möchte weiter dazu beitragen, dass sich ein realistisches und differenziertes Altersbild durchsetzt, außerdem möchte ich Menschen dazu ermutigen, sich zu engagieren, aber auch dafür Sorge tragen, dass sich die Rahmenbedingungen für das freiwillige Tätigsein älterer Menschen verbessern. Und nicht zuletzt liegen mir die Themen Wohnen im Alter und Pflege am Herzen“, betonte Ursula Lehr nach ihrer Wiederwahl.

Unter dem Dach des 1989 gegründeten Dachverbands haben sich 111 Verbände zusammengeschlossen, um gemeinsam die Interessen älterer Menschen gegenüber Politik, Wirtschaft und Gesellschaft zu vertreten. Alle drei Jahre veranstaltet die BAGSO den Deutschen Seniorentag. Der letzte Seniorentag fand unter Beteiligung von Bundespräsident Gauck und Bundeskanzlerin Merkel im Mai 2012 in Hamburg statt. Als stellvertretende Vorsitzende der BAGSO wurden Karl Michael Griffig, Kolpingwerk Deutschland, und Ruth Brand, SPD AG 60plus, gewählt.

Weiter wurden in den BAGSO-Vorstand gewählt: Dr. Erika Neubauer, Evangelisches Seniorenwerk; Katrin Markus, Bundesinteressenvertretung der Nutzerinnen und Nutzer von Wohn- und Betreuungsangeboten im Alter und bei Behinderung (BIVA); Friederike de Haas, Senioren-Union der CDU Deutschlands; Jobst Heberlein, Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesseniorenvertretungen.

Mit Selbstvertrauen Hürden nehmen Stark beachtete ESF-Tagung „Dem Leben nachspüren“ in Kassel

Das Evangelische Seniorenforum ESF im ESW gab dankbaren Multiplikatorinnen und Multiplikatoren kirchlicher Altenarbeit von seiner Tagung „Dem Leben nachspüren“ in Kassel wertvolle Hilfen mit nach Hause zur biografischen Altenarbeit. Die programmatisch voll gepackte Tagung in der Kirche im Hof stand unter der Leitung der ESW-Vorstände Fritz Schroth und Liesel Pohl.

In seiner einführenden Kurzandacht machte Pastor Gerold Brunßen, Wolfsburg, deutlich, dass Christen um Heilmittel in Lebenskrisen wüssten. Dazu gehörten Gottesdienst, Gebet, Bibelstudium, Abendmahl und Fasten.

Die Lebensphasen umriss Pastor i. R. Horst Knöller, Pliezhausen, im ersten Impulsreferat nicht nur nach dem Lebensalter, sondern auch nach sich ändernden Lebensumständen wie Wohnortwechsel, Gesundheitszustand, Familiensituation und Berufstätigkeit. Häufige Veränderungen in diesen Lebenslagen könnten verunsichern. Der Referent teilte die Veränderungen in erwartbare Änderungen der Lebensumstände wie die Pensionierung, worauf man sich einstellen könne, und in unerwartete Situationen. Hierfür sah er zwei Möglichkeiten der Bewältigung: Sich an frühere Übergänge zu erinnern, die man gemeistert habe, und sodann die Stärkung des eigenen Selbstbewusstseins und Selbstvertrauens. Christen seien fähig, Übergänge von einer in die andere Lebenssituation zu bewältigen und die damit verbundenen Hürden zu nehmen. Entstandene Wunden, solle man sich Hilfe suchen, um Frieden zu schaffen. Für offen gebliebene Herzenswünsche solle man sich noch deren Erfüllung planen.

Dreieck mit Gott

Das zweite Impulsreferat stellte ESW-Vorsitzender Mag. theol. Elimar Brandt, Berlin, unter das Thema „Wir sind alle anders“. Elimar Brandt umriss die jeweilige Individualität anhand eines Ich-Dreiecks mit den drei Spitzen „Gott“, wobei sich jeder Einzelne in der Christus-Begegnung als auf je eigene Weise geliebtes, unverwechselbares Gottesgeschöpf begreifen dürfe. Die zweite Dreiecksspitze bilden für Brandt die Einflüsse von Familie, Eltern und Erziehung. „Was in die Wiege gelegt ist, zieht Lebensfurchen“, sagte der Referent. Die dritte individuelle Dreiecksspitze bildeten Lebenserfahrung, Glaube und Begegnungen. Man müsse lernen, „zur eigenen Geschichte zu stehen: Keiner darf seiner eigenen Geschichte beraubt werden“, forderte Brandt. In Anerkennung der eigenen Lebensgeschichte eröffne sich der Raum zur gestaltenden, kreativen Gemeinschaft mit anderen.

Anhand zweier biografischer Fälle führte Liesel Pohl, Hamburg, in einem weiteren Impulsreferat zu tiefen Verursachungen von Verhaltensweisen im Alter hin. Ein alter Obdachloser habe nach vielen Repressalien in seinem Leben erst durch die Akzeptanz eines Sachbearbeiters in seinem Amt gelernt, über sein Leben zu sprechen. Ein alter Heimbewohner, der in beiden Weltkriegen Not und Hunger gelitten hatte, fiel in seinem Heim dadurch auf, dass er plötzlich nachts reklamierte, man ließe ihn verhungern. Die Referentin gab hiernach hilfreiche Tipps, wie biografisches Arbeiten helfen kann. Verborgene, verschüttete Lebensenergien könnten durch Rück erinnern von Belastungen wieder frei gesetzt werden. Untaugliche, behindernde Einstellungen könnten aufgelöst werden. Methodisch solle man keine Wertungen vornehmen, vielmehr fragen, wie der Gesprächspartner die Situation einst sah und wie er sie heute sieht.

Perspektiven entwickeln

Liesel Pohl nannte eine ganze Reihe konkreter Hilfen durch biografische Arbeit: Erzählen über

sich selbst bedeutet große Erleichterung; Konflikte können durch Aussprechen Zwanghaftigkeit verlieren; belastende Ereignisse können durch Erinnern in neue Zusammenhänge gebracht werden; Einsichten über Misserfolge können neue Einstellungen befördern; Aussprechen über Lasten fördern Selbstwert und Selbstachtung; beim Akzeptieren der eigenen Biografie kann man die Zukunft in den Blick nehmen und Perspektiven entwickeln. Abschließend nannte Liesel Pohl fünf Leitlinien für die biografische Arbeit:

1. Lebenserfahrungen und biografisches Verstehen sind nicht abzukoppeln von dem Menschen, der sie erfahren hat.
2. Lebenserfahrung hat positiven Einfluss auf die Lebensqualität der Gegenwart alter Menschen, wenn wir Vergangenes durch eine Absicht lebendig halten.
3. Das Einbeziehen von Lebenserfahrung verändert unsere Haltung zu alten Menschen: Es geht um eine Beziehung statt um Erziehung und um Sorge-Tragen.
4. Wir lassen uns von Lebenserfahrung berühren und fühlen dabei mit, ohne dass wir zu sehr mitleiden sollen.
5. Interesse an Lebenserfahrung zu haben heißt nicht, dass diese Erfahrungen wiederum allgegenwärtig werden müssten.

Die zwei Herzen

Schulamtsdirektor i. R. Erich Kimm, Schauenburg, gab am Bild-Beispiel zweier Herzen eine Anregung für die Gruppenarbeit zu den Referaten. Gefragt wurden die Diskussions-Teilnehmenden, auf welchem Wege es zu den beiden unterschiedlichen Herzen kommen könne. Dem einen Herzen voll Lästerung, falschem Zeugnis, Planen von Diebstahl, Gedanken an Unzucht, Mord und Ehebruch. Oder dem anderen Herzen, in dem Friede, Freude, Liebe, Fleiß, Treue, Güte,

Geduld, Freundlichkeit und Sanftmütigkeit Platz hätten.

Bei der Tagungs-Auswertung wurden für eine Folge-Tagung des ESF die folgenden Themen benannt: Weckung von Interesse für geistliche Inhalte, Miteinander der Generationen und Hilfe bei Demenz, bevor Pastor Oskar Achenbach, Ahnatal, das Schlusswort und den Reisesegen sprach.

Das Seufzen wird gehört Finale der ESW-Radiosendungen „Hier werde ich gebraucht“

Trost-Spenden und Getröstet-Werden waren die Themen der letzten der gemeinsamen Hörfunksendungen von Evangelischem Seniorenwerk ESW und Evangeliumsrundfunk ERF „Hier werde ich gebraucht“. Dr. Horst Marquardt und Liesel Pohl moderierten, dankten für das Interesse der Hörerschaft und wiesen auf die Arbeit des ESW hin. Marquardt wandte sich am Ende der Sendereihe an die Zuhörer: „Gott behüte Sie! Gerade den Trauernden unter Ihnen wünschen wir den Trost unseres Herrn Jesus Christus“.

Eingangs stellte Liesel Pohl in ihrem Beitrag fest: Wenn Leid erfahren wird, braucht es Trost. Gut sei es dann, wenn sich andere auf uns einzustellen vermögen. Solche Menschen sind ein Geschenk Gottes. Sie weisen etwa bei einer schweren Krankheit darauf hin, dass andere eine solche auch durchgestanden und überwunden hätten. Es gibt aber auch Fälle, in denen ein guter Ausgang nicht absehbar ist. Man kann dann ein Gebet der Gemeinde für den Betroffenen erbitten. Positiv ist es, wenn die Erkrankten sich nicht verschließen. Tröstlich werde der Hinweis auf die Bibel, wonach sich Jesus den Belasteten an die Seite stellt.

Die Autorin bekannte, dass ihr ihre Mitmenschen nach dem Tod ihres Mannes neue Seiten des Lebens aufgezeigt hätten und empfahlen, ihrem Leben neue Perspektiven abzugewinnen. So gewinne das Leben neue Zwischentöne. Aber sind es gute Tröstungen?, fragte die Autorin. Zunächst habe sie solche Einschätzungen nicht geteilt. Aber zwei Jahre später wurde sie dankbar dafür, dass ihr Umfeld ihre Rückzüge toleriert hätte. Denn durch Verluste ändere sich das persönlich Leben, auch wenn liebe Menschen um einen herum seien: Niemand tröstet im täglichen Alltag, nimmt Anteil an allem, ist als lieber Mensch immer um mich herum. Nur solche Trauer hierüber helfe dazu, später auch anderen wieder helfen zu können.

Eine Trauernde habe sogar erklärt: Ich bin gottlos geworden. Liesel Pohl fuhr fort: „Ich sah, sie hat es schwer, sich von Gottes Liebe beschenken zu lassen“. Es helfe das Jesus-Wort: Freuet Euch, dass Eure Namen im Himmel aufgeschrieben sind. Bei tiefer Trauer lehnten sich viele an Jesus an, andere an andere Menschen. Am besten sei es, wenn andere Menschen in diesen Verlustsituationen den Trauernden neu zu Jesus führten. Man müsse Verluste durchhalten. Lücken durch Verstorbene können uns aber weiterhin mit ihnen verbinden und die Beziehung zum Davon-Gegangenen bewahren.

Eine chinesische Geschichte

Dekan Berthold Gscheidle meinte, wir alle seien immer wieder trostbedürftig, selbst Kinder seien es, aber besonders bedürfen wir bei Krankheit und Tod der Tröstung. Da helfe es nicht, wenn Freunde uns ablenken wollten oder unsere Last zu verharmlosen suchten. Eine chinesische Geschichte, die Gscheidle erzählte, zeigte dies. Ein Mann ist in einen tiefen Brunnen gestürzt und kommt nicht mehr heraus. Er schreit um Hilfe. Buddha kommt herbei und erklärt: Alles Leben ist Leiden. Konfuzius kommt und rät: Spring hoch und fasse meine zu Dir ausgestreckten Hände; ich werde Dich heraus ziehen. Doch es ist vergeblich. Jesus kommt und springt selbst

in die Tiefe und hält bei dem Verschütteten aus. Darum geht es Gscheidle zufolge: Beim Mitmenschen in der Tiefe auszuhalten, Hand in Hand mit ihm zu gehen, ihn zu begleiten.

Denn Gott habe uns gesagt: Tröstet mein Volk; denn ich bin es, der tröstet. In Jesaja 66, 12 könnten wir lesen: Ich will Euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet. Gscheidle berichtete, wie er als Notfallseelsorger zu einer Familie gekommen sei, deren junger Ernährer gerade zu Tode gekommen war; außerdem war die zehnjährige Tochter schwer erkrankt. Beim Vaterunser und beim Segen hätten sich die Züge von Mutter, Großmutter und auch von der erkrankten Tochter entspannt. So könne göttliche Tröstung beruhigen und aufbauen. Es helfe auch die Lesung von Psalm 23 „Der Herr ist mein Hirte“. Hilfreich und tröstlich empfand Gscheidle auch die Vertonung der Seligpreisung der Bergpredigt „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden“ im Requiem von Johannes Brahms.

Jesu Sündenvergebung werde zum Kraftquell, denn Schuld und Verstrickungen erfahren Zuspruch. Was war, solle nicht mehr gelten. Auch beim Abendmahl ergeben sich neue Gesichtspunkte. Manche hörten im Leid auf zu beten. Aber der Heilige Geist lasse unser Seufzen an Gottes Ohr dringen. Der nun 450jährige Heidelberger Katechismus antworte auf die Frage: Was ist Dein Trost im Leben und im Sterben? mit der Feststellung: Dass ich mit Leib und Seele, im Leben und im Sterben, meinem Erlöser Jesus Christus gehöre.

Wie eine Schatztruhe

Für Doris Franz ist es wohltuend, im Unglück die Nähe mitfühlender Menschen zu erfahren, die unsere Lage sensibel wahrnehmen anstatt zu fliehen. Man bekomme Hilfe in Schuldgefühlen, erfahre das Teilen des Leides im Schweigen. Jeder müsse seinen Trauerweg gehen. Nach Verlusten seien Gottes Tröstungen erlebbar. Witwen und Waisen hätten den Beistand Gottes oft ge-

nug erfahren. Darum solle gebeten werden. Empfangenen Trost könne man auch anderen weiterreichen. Im zweiten Korintherbrief sage Gott laut Paulus: Alle Tröstung ist Jesus Christus, der uns tröstet, damit auch wir trösten können.

Jeder habe seine individuelle Leiderfahrung. Darauf solle der Tröstende eingehen, nicht weg hören, sondern gezielt fragen und zuhören, um Anteil nehmen zu können. Fotos und Briefe Verstorbener behalten ihren Wert, wirken laut Jörg Zink „wie eine Schatztruhe“, werden zu Dank und Erinnerung ans Vergangene. Solche Erinnerung mache die Trennung zwar schwer, aber das vergangene Schöne verwandelt sich in ein Geschenk.

Als hilfreich bezeichnete die Autorin von ihr miterlebte Wochenendseminare für Trauernde. Die Teilnehmenden erlebten dabei Vertrauen und Solidarität. Möglich werde es, hierbei miteinander neue Wege zu einem veränderten Leben und zu einem Vorwärts-Kommen zu finden. Gut sei es, zu wissen: Gott ist gegenwärtig. Das bewahrt vor Verzweiflung.

Unermüdliche Animateurin Elisabeth Heinecke 70 Jahre alt

Ihr erster „Ruhestand“ galt dem Evangelischen Seniorenwerk. Elisabeth Heinecke, die kürzlich ihren 70. Geburtstag feiern konnte, besorgte die Geschäftsführung für das Evangelische Seniorenwerk zuerst aus der Personalunion heraus mit ihrer Position als Referentin für die Offene Altenarbeit beim Diakonischen Werk der EKD in Stuttgart. Als ihre Aktivzeit als Diakonie-Referentin zu Ende ging, konnte die elterlicherseits aus einem Pfarrhaus Stammende sich voll und ganz auf die ESW-Geschäftsführung in ihrem alten Dienstgebäude in der Stuttgarter Stafflenbergstrasse verlegen. Viele hilfreiche Kontakte kamen dem ESW

so zugute. Die immer präsente Geschäftsführerin hat für das ESW als unermüdliche Animateurin gewirkt.

Dies insbesondere als Vertreterin bei der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO, bei Vorbereitung und hilfreicher Präsenz für die Jahrestagungen und für die Informationsstände bei Kirchentagen und den Deutschen Seniorentagen, bei der Koordination der ESW-Gruppen, den Vorstandssitzungen und Treffen von Ad-hoc-Gruppen. Unzählige Protokolle und Memoranden hat Elisabeth Heinecke formuliert. Und auch für die Veröffentlichungen des ESW hat die Jubilarin viel zu Papier und mit ihrer Kamera ins Bild gebracht. Die umsichtigen Umzugshilfen für die ESW-Geschäftsstelle von Stuttgart nach Berlin werden nicht Elisabeth Heineckes letzter Dienst für das ESW gewesen sein; zu sehr bleibt sie mit den ESW-Gruppierungen wie der Brotzeit-Gruppe auch in ihrem jetzt begonnenen „zweiten“ Ruhestand verwurzelt, für den wir ihr gerade auch zu ihren gern unternommenen Reisen mit ihrem Partner vom Denkendorfer Heim aus alles Gute wünschen.



Elisabeth Heinecke ergreift bei der BAGSO das Wort
Foto: BAGSO

Denkfehler Wachstums-Glück

Brotzeit-Jahrestagung

„Anders wachsen“ im sächsischen Marienthal

von Elisabeth Heinecke

Das Thema der ESW-Brotzeit-Jahrestagung 2013 im sächsischen Marienthal „Anders wachsen“ berührte ein zentrales Anliegen der ESW-Gruppe Brotzeit: Die Bewahrung der Schöpfung und eine lebenswerte Zukunft. Inhaltlich ging es schwerpunktmäßig um erneuerbare Energiequellen, Alternativen zum Wachstum der Wirtschaft und um das Zusammenwachsen über Ländergrenzen hinweg. Getagt wurde im Dreiländereck Deutschland-Polen-Tschechien in der Nähe von Görlitz mit rund 40 Teilnehmenden aus Sachsen, Mecklenburg-Vorpommern, Berlin und der Pfalz. Tagungsort war die Zisterzienserinnen-Abtei Kloster Marienthal, die nach der Wende zu einem Internationalen Begegnungszentrum für Bildung, Tourismus und Kultur wurde.

Nach dem themenbezogenen Einstieg mit Elisabeth Heinecke mittels wechselnden Tisch- und Gesprächsgruppen in einem „Brotzeit-Café“, der auf symbolhaltige Netzwerk-Methode setzte, informierte der hauseigene Referent des Begegnungszentrums Georg Salditt über den Wandel vom Braunkohle-Tagebau der Lausitz zur energie-ökologischen Modellstadt Ostritz-St. Marienthal. Praktische Beispiele von Energieeinsparung, neuen ökologischen Bildungsprojekten und touristischer Belebung konnten vor Ort erlebt werden.

Eine weitere Mitarbeiterin des Klosters, die katholische Theologin und Sozialpädagogin Dr. Beata Bykowska, brachte die historischen und politischen Ereignisse Polens im 20. Jahrhundert nahe mit dem Verhältnis der damaligen Sowjet-

union zu den beiden deutschen Staaten und der besonderen Rolle der katholischen Kirche. Im anschließenden Gespräch ging die Kloster-Referentin auch ein auf die aktuellen Entwicklungen in Polen, die zunehmende Deutschen-Freundlichkeit und den dortigen konsumorientierten Lebensstil.

Lebens-dienlich wirtschaften

Das Hauptreferat „Anders wachsen“ hielt Pfarrer i. R. Dr. Christoph Körner, zweiter Vorsitzender des Vereins „Christen für gerechte Wirtschaftsordnung“ CGW. Der Redner ging vom materialistischen Irrtum aus, Leben und Glück seien im immer mehr Haben, Machen und Unterwerfen zu finden. Er benannte die verschiedenen Denkfehler, die zum ökologischen, sozialen und ökonomischen Zusammenbruch und der sich ständig verstärkenden Wachstumsfalle führten.

Schlüsselfrage der Zukunft sei, ob wir zu einer Werte geleiteten Wirtschaft mit lebensdienlicher Wirtschaftsweise fänden. Der Umbau könne nur in einem systemischen Zusammenwirken von verschiedenen Bausteinen (wie neuer Eigentumsordnung, solidarischem Steuer- und Sozialsystem) in einer neuen Wirtschaftsordnung erreicht werden. Um dies zu erreichen, müsste auf politischer Ebene die Zuspitzung der Krise begriffen werden und ein gesellschaftlicher Diskurs darüber geführt werden mit Frage „Was wollen wir wirklich?“ Dazu sei eine breite Bildungs- und Aufklärungsarbeit notwendig, aber auch die Stärkung und Bildung zivilgesellschaftlicher Gruppen. Auf persönlicher Ebene sei zu sehen, was jeder in seinem Leben umsetzen kann. Dies sei auch in Meinungsbildung nach außen zu vertreten und in Einmischen und Mitmachen umzusetzen.

Eine lebhaftige Aussprache mit dem Referenten schloss sich an. Er berichtete von seiner eigenen Entwicklung als Gemeinde- und Studentenseelsorger in der ehemaligen DDR und seinem Engagement in der Akademie Solidarische Ökonomie. Auf allen politischen Ebenen werden Wirtschaftsfragen diskutiert. Pfarrer Dr. Körner bot an, einen

Fragenkatalog fertig zu stellen und den Teilnehmenden für Gespräche mit Politikern bei Wahlveranstaltungen zur Verfügung zu stellen. Außerdem wies er hin auf den Abschlussbericht der Enquetekommission der Bundesregierung „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“, der im Mai 2013 veröffentlicht wird. Die Brotzeit-Teilnehmenden fühlten sich bestätigt, den Weg dieses Konziliarischen Prozesses weiterzugehen und sich nicht entmutigen zu lassen.

Verständnis über die Grenze

In Görlitz bot ein Brotzeitfreund eine Stadtführung durch Altstadt, Wehrturm, Kaisertrutz, Unter- und Obermarkt bis hin zu Weißerbrücke, Dreifaltigkeitskirche, das Augustinerkloster, das „Biblische Haus“ und die restaurierte evangelische Kirche St. Peter und Paul. Ein lebendiges Gespräch mit vier von Dr. Beata Bykowska eingeladenen polnischen Frauen gab einen Einblick in das aktuelle Leben in der Grenzregion. Die erste der informierenden Gäste, eine ehemalige Stadträtin, berichtete von der zunächst schwierigen Gründung eines deutsch-polnischen Kindergartens Anfang der 1990er Jahre, einer Begegnung mit Bundespräsident Johannes Rau, ihrer polnisch-deutschen Familie und der Gründung eines internationalen Frauenverbandes in Görlitz, dem „Interclub Femina“. Dazu gehörten auch die anderen drei berichtenden Frauen, pensionierte Lehrerinnen, die die freundschaftlichen Begegnungen dies- und jenseits der deutsch-polnischen Grenze positiv hervor hoben. Das Interesse junger Polen an der deutschen Sprache sei groß. Zwei Frauen berichteten, dass ihre Eltern als Zwangsarbeiter in Deutschland gelebt hatten, auch von der Vertreibung deutscher Bürger aus dem ehemaligen Niederschlesien. Das Geschehene könne nicht rückgängig gemacht werden, aber heute stelle die Grenze kein Hindernis mehr dar für ein gegenseitiges Verständnis.

Da nicht alle Teilnehmenden die aktuellen Entwicklungen in der Diakonie kannten, schilderte Sabine von Barga-Ostermann die Arbeit von

„Brot für die Welt - Evangelischer Entwicklungsdienst“. Seit 2012 befänden sich in Berlin unter dem Dach des neuen Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung EWDE Diakonie-Deutschland und Brot für die Welt. Die gemeinsame Organisation entstand aus einer Fusion des Diakonischen Werkes der EKD mit Brot für die Welt und der Diakonie Katastrophenhilfe mit dem Evangelischen Entwicklungsdienst. Mit Schaubildern, internationaler Verflechtung, Organigramm und Arbeitsbereichen wurde die weltweite Arbeit verdeutlicht. Zusätzlich wurde das Inlandsprogramm mit Öffentlichkeitsarbeit, entwicklungspolitischer Bildungsarbeit, den Partnerschaftsprojekte-Fonds und der Filmförderung beschrieben. Schließlich umriss die Referentin die Mittelherkunft aus Spenden und Kollekten, Nachlässen und Bußgeldern sowie die Mittelverwendung.

Das Selbstverständnis von Brotzeit wurde zum Tagungsende thematisiert. Elisabeth Heinecke, die im Auftrag des ESW-Vorstands an der Brotzeit-Jahrestagung teilnahm, wies auf die gemeinsame Geschichte von ESW und Brotzeit hin, die sich mit den wichtigen Anliegen des Konziliari-schen Prozesses verbindet. Da der neue Vorsitzende des Evangelischen Seniorenwerks, Elinor Brandt, nicht teilnehmen konnte, schilderte Elisabeth Heinecke die aktuelle Situation des ESW. Mit dem Umzug des Diakonischen Werkes der EKD nach Berlin habe das ESW vom neuen Werk keinen Raum und keine Förderung mehr erhalten und versuche deshalb, mit eigenen Mitteln aus Beiträgen und Spenden seine Arbeit aufrecht zu erhalten. Sabine von Barga-Ostermann ergänzte, dass sie und ESW-Vorsitzender Brandt in einem gemeinsamen Gespräch bestätigt hätten, dass beide Seiten - Brot für die Welt-Evangelischer Entwicklungsdienst wie ESW - an einem Fortbestand der Brotzeit-Arbeit interessiert sind. Für die Weiterarbeit von Brotzeit wurden aus dem Plenum zwei Sprecher benannt sowie die Ansprechpartner vom ESW und Brot für die Welt. Sabine von Barga-Ostermann zeigte sich bereit, weiterhin Koordination und Verbindung zu übernehmen.

2014 nach Thüringen

Die nächste Brotzeit-Jahrestagung 2014 wird voraussichtlich in Neudietendorf/Thüringen stattfinden. Gedacht ist an die Tage vom 6. bis 10. Mai 2014.



Brotzeit-Teilnehmer vor Kloster Marienthal
Foto: Elisabeth Heinecke

Die Leichtigkeit der Jungen Dicht umlagerter ESW-Stand beim Hamburger Kirchentag

Die wechselseitigen Wünsche von Jung und Alt nach Lernen, Beistehen und Anerkenntnis wurden auf dem Informationsstand des Evangeli-

schen Seniorenwerks ESW beim 34. Deutschen Evangelischen Kirchentag DEKT in Hamburg vielfältig herausgearbeitet. Viele Besucherinnen und Besucher trugen Wünsche auf wechselseitiges Verständnis und Lernbereitschaft auf die roten und grünen Hände auf, die an dem von ESW-Vorstandsmitglied Liesel Pohl vorbereiteten Stand bereit lagen.

Deutlich wurde, dass Grundbedürfnisse wie Dazugehören, Anerkennung und Liebe generationsübergreifend identisch vorhanden sind und dass das Verhältnis zwischen Jung und Alt auf Gegenseitigkeit beruht. Einprägsame Aussagen unter den Niederschriften auf den am ESW-Stand ausliegenden grünen und roten Händen lauteten: „Schönes und Unangenehmes miteinander besprechen“, „Den Alten zuhören – den Jungen auch“ oder „Die Generationen können voneinander lernen“. Konflikte wurden nur selten vermerkt. Aber häufig wurde aufgeführt, was für Ältere getan werden kann, so etwa mit der folgenden Notiz: „Jüngere können ihnen Leichtigkeit, Spaß, Geselligkeit geben, sowie tatkräftige Hilfe im Alltag, Aufklärung bei den modernen Medien und ein offenes Ohr bei Problemen“.



Am ESW-Kirchentagsstand (von links): Prof. Dr. Ursula Lehr und Heike Felscher von der BAGSO, Liesel Pohl, Evemarie Stephan-Ambacher und Marie-Luise Reershemius vom ESW. Foto: Elisabeth Heinecke

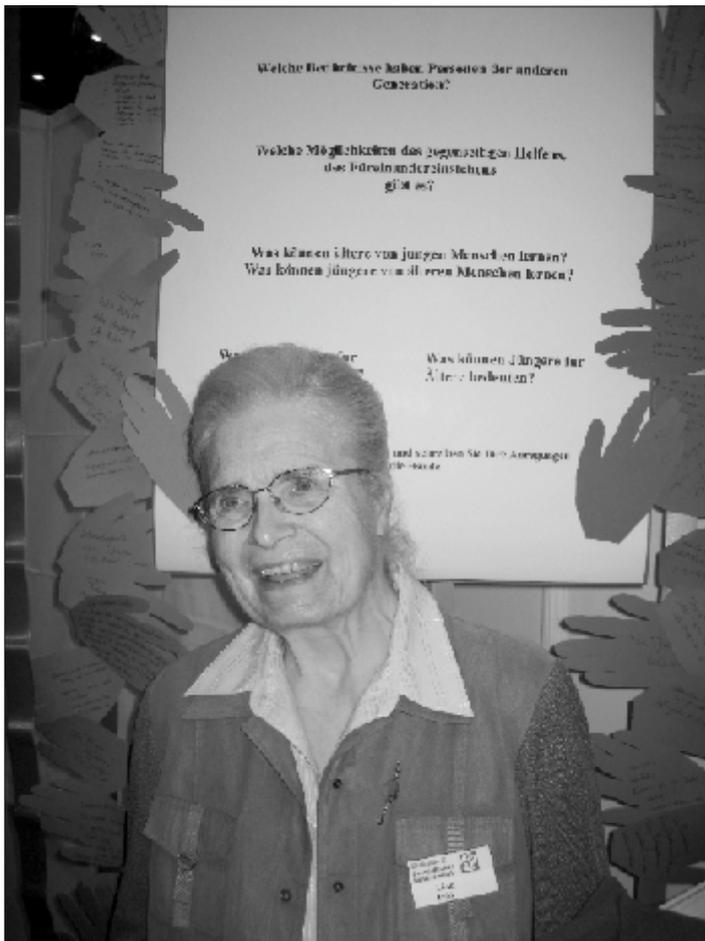
Den fünftägig besetzten ESW-Stand besuchten auch die BAGSO-Vorsitzende Professorin Dr. Ursula Lehr mit Seniorentags-Referentin Heike Felscher aus Bonn sowie der langjährige ESW-Ehrevorsitzender Dr. Günter Freytag aus Göttingen. Wir werden über die ESW-Kirchentagsarbeit, die auch 2015 in Stuttgart fortgesetzt wird, noch weiter berichten.

Mit Hand und Herz ESW-Vorstandsmitglied Liesel Pohl 75 Jahre alt

Hand und Fuß hat alles, was die beherzte und resolute Christin anfasst: ESW-Vorstandsmitglied Liesel Pohl kann in diesen Wochen ihren 75. Geburtstag feiern. Ihr Eintritt in das von Baptisten getragene Tabea-Diakoniewerk Hamburg wurde für sie lebensentscheidend. Nach ihrer Heirat blieb die Diakonisse der Arbeit in der evangelisch-freikirchlichen Baptistengemeinde Hamburg-Altona weiter ehrenamtlich verbunden. Sie engagierte sich dann auch in der Bundesleitung des Bundes evangelisch-freikirchlicher Gemeinden. Dies vor allem in der Seniorenarbeit des Bundes, so dass sie zu dessen Seniorenbeauftragter wurde.

Als solche stieß Liesel Pohl auch zum Evangelischen Seniorenwerk ESW, in dessen Vorstand sie 2002 (mit Wiederwahlen 2006 und 2010) entsandt wurde. Liesel Pohl ist dabei zu einer der tragenden Säulen des ESW geworden. Mit viel Herzblut engagierte sie sich für die Bildung der landes- und freikirchlichen Botschaften integrierenden Evangelischen Seniorenforums ESF. Für dessen alljährliche Multiplikatoren-Tagungen zur Glaubensstärkung im Alter in Kassel wurde die Jubilarin zum stets einsatzbereiten Motor. Pohls nimmermüdem Engagement ist es zu danken, dass sich die ESF-Tagungen des ESW alljährlich großen Zuspruchs erfreuen. In wohlgesetzter, deutlich vernehmbarer Rede moderiert Liesel Pohl nicht nur diese ESF-Ta-

gungen, sondern bringt auch in der übrigen ESW- Arbeit ihre fundierten Positionen ein. Dabei sind ihre Einsätze, ob geschrieben, gefaxt oder in direkter Rede vorgebracht, quantitativ kaum mehr zu beziffern und qualitativ immer beachtenswert. Liesel Pohl ist bei Kirchentagen, Seniorentagen, als Sprecherin oder Verfasserin von Andachten, als Gestalterin von Sendungen im Evangeliumsrundfunk ERF, als Autorin von Textbeiträgen im ESW- Informationsbrief und in den „Bausteinen Altenarbeit“, im ESW- Vorstand und bei dessen Jahrestagungen unermüdlich präsent und im zuverlässig-verlässlichen Einsatz. Wenn sie sich zu Wort meldet und zur Feder greift, tut sie dies immer voll der fundierten Herzensleidenschaft der berufenen Christin.



Liesel Pohl im Einsatz beim Hamburger Kirchentag
Foto: Walter Neubauer

Für Sie gelesen...

...von Hans Steinacker

Glauben, reifen, leben im Alter
Mit den Zielen „Glauben, reifen, leben im Alter“ legt Hartmut Bärend einen hilfreichen Sammelband über das Alter mit seinen vielfältigen Schattierungen, seiner Schönheit, aber auch seinen Begrenzungen, seinen Leiden, Schicksalsschlägen und Aufbrüchen vor. Der Herausgeber ist ehemaliger Pfarrer und Generalsekretär der Arbeitsgemeinschaft Missionarischer Dienste in der EKD. Er hat erfahrene Autoren wie Jürgen Blunck, Dr. Heinrich Deichgräber, Monika Deitenbeck-Goseberg, Horst Marquardt, Henning Scherf und andere gebeten, spezielle Erfahrungsfelder im Alter wie Dankbarkeit, das Glück mit den Enkelkindern, Einsamkeit, bewusst leben, Gaben entdecken in seelsorgerlicher Ehrlichkeit und praktischer Sprache zu thematisieren. Alles mit dem Ausblick, trotz Anfechtungen, Krankheitsnot, geistlicher Dürreperioden und Sprachlosigkeit den Glauben als entscheidende Kraftquelle und Lebensmitte beim Älterwerden zu leben.

Hartmut Bärend (Hrsg.): Sage nicht, ich bin zu alt. Gebunden, 113,5 x 20,5, 200 Seiten, Witten: SCM R. Brockhaus, 12,95 Euro

Botschaften aus Kerkerzellen

Das Literaturmuseum Marbach zeigte in einer sehenswerten Ausstellung Kassiber aus 250 Jahren. Das sind geheime, schriftliche Äußerungen, die nicht auf Büttenpapier geschrieben, sondern auf Papierfetzen gekritzelt und auf Stoffresten gehäkelt wurden. Unter abenteuerlichen Umständen und oft verschlüsselt erreichten sie ihre Adressaten. Ein Beispiel ist der „Schutzhäftling“ Helmuth James von Moltke. Als Mitglied der Widerstandsgruppe Kreisau wurde er nach zwei Wochen Dunkelhaft in das Berliner Gefängnis Tegel eingeliefert. Dort schrieb er meist mit gefesselten Händen und in winziger Schrift ganze Bögen, die der Gefängnispfarrer Harald Poelchau seiner Frau Freya zusteckte.

Das ganze Spektrum Inhaftierter, aus der Herrschaft absolutistischer Fürsten bis zu den Vernichtungslagern der Gegenwart, erinnert an die Schicksale berühmter Zeitgenossen wie Brecht, Cervantes, Bonhoeffer, Erich Kästner, Kempowski, Rosa Luxemburg, Mandela, Milton, Schiller, Inge Scholl, Solschenizyn, Vaclav Havel, Oscar Wilde und viele andere. Aber nicht nur sympathische Opfer sind Autoren dieses üppig dokumentierten Ausstellungskatalogs. Man stößt auch auf Gudrun Ensslin und fragt sich, wie eine geheime RAF-Botschaft durch einen zu einem Blasrohr umfunktionierten Besenstil die streng abgeschottete Haftanstalt Stuttgart-Stammheim verlassen konnte. Die Dokumentation der Ausstellung ist eine Literaturgeschichte besonderer Art. Übrigens hat der seit 2011 in Deutschland lebende chinesische Autor Liao Yiwu ebenfalls einen Kassiber beige-steuert. Es ist ein Gedicht mit dem Satz: „Der passende Ort für einen Dichter ist das Gefängnis“.

Kassiber. Verbotenes Schreiben. Marbacher Katalog 65. 388 Seiten, zahlreiche farbige Abb., engl. Broschur, 20 x 22,5 cm. Deutsche Schillergesellschaft. ISBN 978-3-937384-83-2. 28,-- Euro

...von Kurt Witterstätter

Eintauchen in Alzheimer

Durch die steigende Hochaltrigkeit erhöht sich auch die Rate Dementer. Zur Alltagskultur wird bald der Umgang mit ihnen gehören. Hier gibt das bei Beltz erschienene Buch des niederländischen Psychogerontologen Huub Buijssen „Die magische Welt von Alzheimer“ eine gut verständliche, brauchbare Hilfe. Der Autor führt die Leserschaft immer wieder von der Inhalts- in die Gefühlsebene, auf der Ängste und Hilferufe, noch dazu zu gehören, wirksam sind. Tipps, Kritik zugunsten von Wärme und Akzeptanz hintan zu stellen, helfen weiter. Die Alltagsnähe der 144seitigen Schrift zeigen so bedeutsame Kapitelüberschriften wie „Sprechen Sie über die Vergangenheit!“, „Vermeiden Sie Ja-Nein-Doch-Diskussionen!“, „Hinter Wut verbergen sich oft andere

Gefühle“, „Hören Sie nie auf zureden!“, „Langsam ist machmal am schnellsten“ und „Verabschieden Sie sich von Schuldgefühlen!“.

Huub Buijssen: Die magische Welt von Alzheimer. 25 Tipps, die das Leben mit Dementen leichter und erfüllter machen. Weinheim: Beltz 2012. ISBN 978-3-407-85952-5. 12,95 Euro.

Gelassen ins Dreistellige

Herzlichkeit, Gelassenheit und Lebensfreude macht Ulla Rahn-Huber in ihrem Buch „So werden Sie 100 Jahre“ dafür aus, dass es auf der japanischen Inselgruppe von Okinawa doppelt so viele Hundertjährige gibt als in Deutschland: Während bei uns nur 15 von 100.000 Menschen ein dreistelliges Alter erreichen, sind es auf Okinawa 34. Das sind absolut 400 Hundertjährige und Ältere von den 1,3 Millionen Okinawern. Nun hat Okinawa im mittleren Pazifik vor dem chinesischen Festland zwischen Japan und Taiwan auf halber Strecke gelegen ein ganzjährig warmes Seeklima. Aber das ist nicht alles. Die Okinawer bleiben nämlich bis in ihr hohes Alter gesund. Arteriosklerose, Diabetes, Arthrosen und Krebs gibt es bei ihnen selbst im hohen Alter nicht. Die jüngeren Okinawer, die den amerikanischen Lebensstil der von den USA bis 1972 besetzten Inseln übernehmen, entwickeln diese Krankheiten jedoch. Was ist aber der für die Hochaltrigkeit ursächliche Lebensstil? Die Autorin nennt fünf Säulen für die Langlebigkeit auf Okinawa: Die Ernährung mit Süßkartoffeln, Soja, Algen, Obst, Gemüse, Fisch und Meeresfrüchten mit Reis und wenig Schweinefleisch, wobei stets nur mäßig gegessen und statt mit Salz mit Kräutern gewürzt wird. Weitere Säulen für das hohe und beschwerdefreie Alter auf Okinawa sind die Betätigung mit Fruchtanbau und Fischfang bis ins höchste Alter, die körperliche Bewegung bei Sport, Tanz und Spiel, die Gemeinschaft in sichernden sozialen Netzwerken gerade auch nach der Verwitwung sowie die Spiritualität als Verbundenheit mit den Ahnen und der kosmischen Welt. Alles in allem herrscht auf Okinawa ein wenig stressendes, unbeschwertes und entspanntes Lebensgefühl. Pünktlichkeit steht

nicht obenan, eher sind die Okinawer Pioniere bei jener Haltung, die wir als Entschleunigung bezeichnen würden. Lesenswert ist die Empfehlung für den Start in den Tag im Pazifik Okinawas, frei nach der Autorin Ulla Rahn Huber.

Start in den Tag

Springen Sie nicht sofort aus dem Bett, wenn sie wach werden. Sondern bleiben Sie noch einen Moment liegen. Lassen Sie den gestrigen Tag Revue passieren und begrüßen Sie den neuen Tag, der vor Ihnen liegt. Sprechen Sie für sich aus, was Sie für heute auf dem Herzen haben. Und dann dehnen und strecken Sie sich noch einmal ausführlich!

Ulla Rahn-Huber: So werden Sie 100 Jahre. Das Geheimnis von Okinawa. Münchner-Verlagsgruppe-Verlag mgv München 2009. ISBN 978-3-86882-010-2. 14,99 Euro.

Immer noch spielen

Den bis ins Alter aktiven Spieltrieb nutzen Gisela Dürr und Martin Stiefenhofer in ihrem im Bassermann-Verlag erschienenen anregenden Buch „Schöne alte Kinderpiele“. Alte Menschen erinnern sich noch an ihr spielerisches Miteinander mit einfachen Mitteln in Hof, im Garten, auf der Straße sowie in Feld und Wald. So bestehen zwei Anknüpfungspunkte für dieses Spiele-Buch mit Senioren: Der Rückblick, dass man sich einst mit Glaskugeln, Stöcken, Bällen, Brettern und alten Reifen eine ganze Welt zusammen zimmerte. Und dass mit Wörtern, Würfeln und Wellpappe auch heute noch spaßiger und ausfüllender Zeitvertreib möglich ist.

Gisela Dürr/Martin Stiefenhofer: Schöne alte Kinderspiele. Ideen für Kinder aller Altersstufen. Bassermann-Verlag München 2010. ISBN 978-3-8094-2752-0. 6,99 Euro

Einsteigen in Spiritualität

Margot Käßmann gibt uns in ihrer nun auch als Goldmann-Taschenbuch vorliegenden Schrift „Mit Herzen, Mund und Händen“ eine Anleitung, Spiritualität im Alltag zu leben. Für Käßmann

schließt Spiritualität den Glauben durch Frömmigkeitsübungen zum gelebten Glauben und zu christlicher Lebensgestaltung zusammen. Außerdem sieht die Autorin in Spiritualität auch eine Möglichkeit zum ökumenischen Brückenschlag. Zu den vier elementaren Grundlagen christlichen Lebens mit Bibel, Gottesdienst, Gebet und Gesangbuch fordert die Theologin den Dienst am Nächsten aus Verantwortungsübernahme der von Gott Angenommenen ein. Reizvoll zu lesende fiktive Dialoge mit Persönlichkeiten aus Vergangenheit und Gegenwart (wie Elisabeth von Thüringen, Martin Luther, Michelangelo und Elisabeth von Calenberg) legen davon Zeugnis ab. Für die spirituelle Vertiefung der Glaubenspraktiken nennt das Buch in alphabetischer Folge die sechzehn folgenden Einstiegspunkte: Engel, Fasten, Heilige, Ikonen, Licht, Meditation, Musik, Mystik, Pilgern, Räume, Rituale/Rhythmen, Schöpfung, Schweigen, Segen, Stille und Tanz. Da wird gut deutlich, dass sich neben expressiver Festigung erhebliche Schnittmengen an Verhaltensübungen mit anderen Konfessionen und Religionen im Sinn einer ökumenischen Annäherung ergeben.

Margot Käßmann: Mit Herzen, Mund und Händen. Spiritualität im Alltag leben. München: Goldmann 2012. ISBN 978-3-442-17288-7. 8,99 Euro



Diakonie
Evangelisches
Seniorenwerk



Bundesverband für Frauen
und Männer im Ruhestand e.V.

ESW-Geschäftsstelle
Postfach 33 20 14
14180 Berlin

Antrag auf Einzel-Mitgliedschaft im
EVANGELISCHEN SENIORENWERK
Bundesverband für Frauen und Männer im Ruhestand e.V.

Name / Titel _____

Vorname _____

Beruf _____

Geburtsdatum _____

Anschrift _____

Telefon _____

Fax _____

E-mail _____

Der Jahresbeitrag beträgt ab 01.01.2006

Einzelperson 30 €

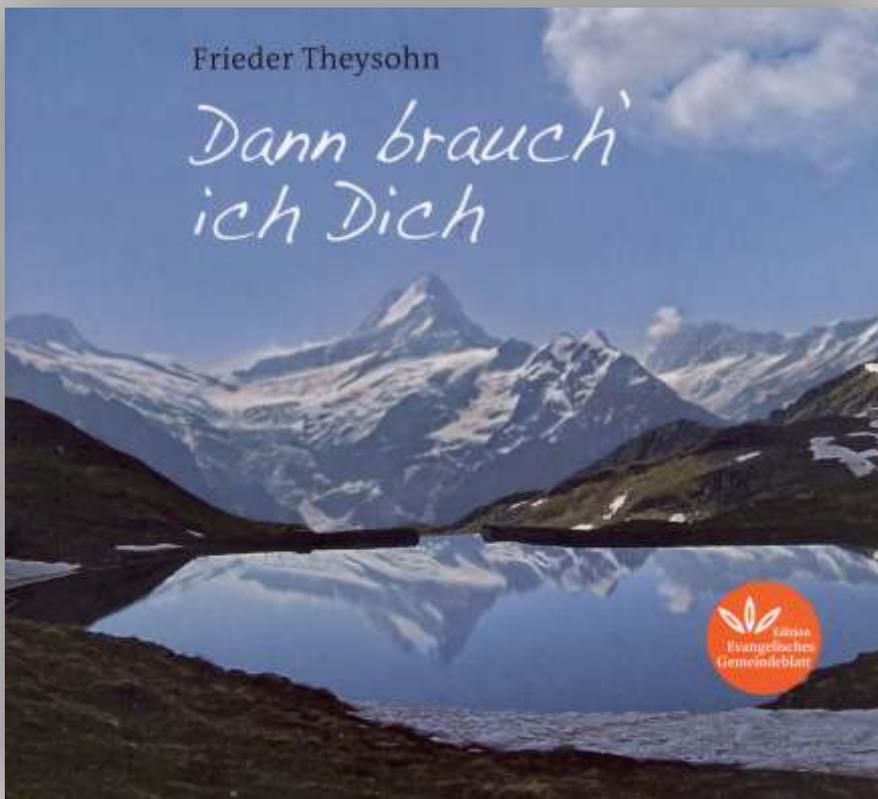
Ehepaar 35 €

(bitte Zutreffendes ankreuzen)

Ort, Datum

Unterschrift

- Dieser Antrag gilt für eine Person.
- Ehepartner, die ESW-Mitglieder werden wollen, bitte einen **extra Antrag** (Kopie der Vorlage) ausfüllen.
- Ehepartner und Freunde können als Gäste alle ESW-Angebote nutzen.
- Jedes Mitglied erhält einen Mitgliedsausweis sowie halbjährlich den ESW-Informationsbrief und ja nach Bedarf weitere Informationen



*Frieder Theysohn. Dann brauche ich Dich.
Gedichte aus dem Krankenbett 2007.*

*Edition Evangelisches Gemeindeblatt, Verlag und Buchhandlung
der Evangelischen Gesellschaft. Neuauflage Stuttgart 2012.
ISBN 978-3-920 207-74-2 Preis 6,95 Euro*

Drei Jahre nach seinem Tode wurde ein Wunsch von Frieder Theysohn, erfüllt, Gedichte, die er während seiner letzten Krankenzzeit geschrieben hat, zusammen mit Fotos zu veröffentlichen.

Frieder Theysohn hatte auch eine musische Seite. Er hat komponiert und Gedichte hat er auch schon früher veröffentlicht. In seinem Vorwort bringt Kirchenpräsident Schad auf den Punkt, aus welcher Quelle das gleichermaßen engagierte wie gewinnende und einnehmende Wesen von Frieder Theysohn entspringt: „Sich der harten Wirklichkeit des Todes zu stellen, aber ihr nicht den Sieg, nicht den Triumph des letzten Wortes zu gönnen, das hat das Leben von Frieder Theysohn geprägt.“ Seine Gedichte muten an wie so viele Transparente, durch die diese Überzeugung immer wieder durchscheint, auch wenn seine Freude an der Beobachtung und seine Lust sich auf Abenteuerreisen einzulassen unübersehbar ist.

Eine erste Auflage der Gedichte erschien am 16. Dezember 2011 im Eigenverlag des Evangelische Seniorenwerkes (ESW). Diese Auflage war innerhalb weniger Wochen vergriffen, sodass sich dankenswerter Weise ein Verlag (s.o.) zu einer unveränderten Neuauflage dieser Schrift entschloss, die dann im September 2012 mit Unterstützung von Kirche und Diakonie der Pfalz erschien. Das Format passt in jede Handtasche. Die Farbgebung hat sich nochmals zu ihrem Vorteil verändert Die Neufolge ist jederzeit über den Buchhandel zu beziehen".

Herausgeber:
EVANGELISCHES
SENIORENWERK -
Bundesverband für
Frauen und Männer im
Ruhestand e.V.

Vorsitz:
Mag. theol. Elimar Brandt,
Gaudystr. 24, 10437 Berlin,
Tel. 030 44057203,
e-Mail: eb@elimar-brandt.de

Redaktion:
Prof. Kurt Witterstätter,
Alfred-Delp-Str. 1, 67346
Speyer -V.i.S.d.PR-
Tel.: 06232 3793, e-Mail:
Kurt.Witterstaetter@
t-online.de

Layout und Satz:
Manfred Storck,
Virchowstr. 14, 67063
Ludwigshafen
Tel.: 0621 523754
Fax: 0621 62900160
e-Mail:
Manfred.Storck@t-online.de

Zuschriften, Druckvorlagen
und Fotos werden an die
Redaktion erbeten!

Redaktionsschluß für die
ESW-Info 2-2013 ist der
1. Oktober 2013

Ständige Mitarbeiter:
Ingrid Bader, Ludwigshafen;
Druck: DW-Druckerei,
Filderstadt.

Der ESW-Informationsbrief
erscheint mehrmals jährlich.
Der Bezugspreis wird durch
den Mitgliedsbeitrag abge-
golt.

Nachdruck gestattet, Beleg-
exemplare sind Pflicht.

Geschäftsstelle
im Diakonischen Werk DWBO
Paulsenstraße 55/56
12163 Berlin
Postfach 33 20 14
14180 Berlin
Telefon: 030 44057203
www.evangelisches-seniorenwerk.de

Bankverbindung:
Evang. Kreditgenossenschaft Kassel (EKK)
Konto Nr. 2623, BLZ 520 604 10

